Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ruf, T.

Erstes Lesebuch für Volksschulen Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner bearb

Bd.: 2

Nördlingen 1873

Paed.pr. 2944-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11163533-0

Paed. Pr.
2944.

d. Pr.
2944 - 2
Ruf

Paed. 720 5d Buf

Erstes
Lesebuch
für
Volksschulen.

Zweite Abtheilung.

Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner bearbeitet

von

T. Ruf.

Dritte Auflage.

Dieses Lesebuch ist, laut höchster Entschließung vom 7. Septbr. 1864, zur Einführung in die Schulen genehmigt.

Preis: ungebunden 12 kr. oder 4½ Ngr.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bemerkungen über den Gebrauch dieses Lesebuchs.

Diese Abtheilung des I. Lesebuchs hat sich das Gebiet des „sinnlichen und sittlichen Anschauungsunterrichtes" zum Vorwurf genommen. Aller Realienunterricht in der Volksschule beruht ja auf einer zweckmäßigen Behandlung dieses Gegenstandes auf der Elementarstufe. Eine zweckmäßige Behandlung wird aber Hand in Hand gehen müssen mit einer vollständigen und gründlichen Behandlung des Lesestoffs. Dazu muß man aber rechnen: 1. **Vorlesen oder Vorerzählen von Seite des Lehrers**; 2. **öfteres langsames und lautes Lesen von Seiten der Schüler**, bis auch mittelbegabte Kinder es zu einem flüssigen Vorlesen gebracht haben, und 3. **Eingehen auf den Inhalt** durch Abfragen, Nacherzählen, Herauslesen der Antworten auf bestimmte Fragen, besonders bei Beschreibungen ꝛc. **Recht lesen** erfordert Uebung, noch einmal Uebung und wieder Uebung. Diese Arbeit kann der Schule nicht erspart werden; denn nur in dem Grad, als wir unsern Kindern zu dieser Fertigkeit verhelfen, machen wir sie fähig, mit Erfolg an die übrigen Aufgaben des Unterrichts heranzureichen. Freilich thut's das Lesen allein nicht; aber der einsichtige Lehrer wird nach Maßgabe der ihm gegebenen Zeit und der Leistungsfähigkeit seiner Schüler in dem vorliegenden Lesebuch gewiß Stoff genug finden zum **Abschreiben, schriftlichen Nacherzählen, wörtlichen Aneignen, Dictiren** und **freien Vortragen.** Aber bei einer solchen Benützung des Lesebuchs wird es wohl nicht leicht vorkommen, daß ein Buch von dem Umfang wie das vorliegende für eine Vorbereitungs- und Unterklasse des Lesestoffs zu wenig enthält; denn ich glaube, daß es Pflicht der Schule ist, die Jugend von frühe an zu einem gesunden und nüchternen Eingehen in ein Buch zu gewöhnen, um sie zum liebenden Versenken in die Schätze unserer Literatur für spätere Zeit zu befähigen.

Was die Benützung des Lesebuchs als Grundlage für den Sprach- und Rechtschreibunterricht anlangt, so geben die „Fragen und Aufgaben" der I. Abtheilung einige Fingerzeige. Wenn man sich zur Regel macht, alle Sprachaufgaben in erster Linie *mündlich* zu lösen, jede schriftliche Ausarbeitung *gehörig vorzubereiten*, keine Hausaufgabe zu geben, die nicht *mit Hilfe des Buchs* gelöst werden kann; dann werden die Kinder nach und nach befähigt werden, auf eigenen Füssen zu stehen, mit Muth und Eifer arbeiten und zu einem entsprechenden Ziel sowohl in der Rechtschreibung wie im Gedankenausdruck gelangen.

Inhaltsverzeichniß.

Nro. Seite

III. Abschnitt.

Anhang.

Erster Abschnitt.

1. Jesus, der Kinderfreund.

Und es wurden Kindlein zu Jesu gebracht, daß er sie segne; die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Jesus aber ward unwillig und sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen". Und er herzete sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.

2. Die Schulkinder.

Die Kinder in der Schule klein, die sollen wie die Blumen sein, wie Blumen gut, wie Blumen zart, von sittiger und stiller Art. Die Blume, welche brennt und sticht, die lieben alle Menschen nicht; und einem Kind, das Böses thut, dem ist das Christkind auch nicht gut.

Die Blümchen loben Gott, den Herrn, und blüh'n in seinem Garten gern; sie steh'n beisammen dick und dicht und lieben sich und streiten nicht. Drum laßt uns wie die Blumen schön im Frieden mit einander geh'n; so bricht einst, ist das Leben aus, der liebe Gott sich uns zum Strauß.

3. Räthsel.

Rathe, was ich habe vernommen: Es sind fremde Gesellen in's Land gekommen, achtzehn Mann, alle säuberlich, wiewohl nicht einer dem andern glich; alle ohne Fehler und Gebrechen, nur konnte keiner ein laut Wort

sprechen. Und damit man sie sollte versteh'n, hatten sie fünf Dollmetscher mit sich geh'n. Das waren hochgelehrte Leut'! Der Erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit, der Zweite wie ein Kindlein schreit, der Dritte wie ein Mäuslein pfiff, der Vierte wie ein Fuhrmann rief, der Fünft' gar wie ein Uhu thut. Das waren ihre Künste gut; damit erhoben sie ein Geschrei, füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

4. Kaiser Karl.

Vor mehr als tausend Jahren regierte Kaiser Karl der Große. Er war zwar ein gewaltiger Kriegsheld, der das Schwert tapfer zu führen verstand, aber vom Lesen und Schreiben wußte er und sein Volk nicht viel. Wie nun er in seinen alten Tagen noch das Schreiben lernte, so richtete er auch fleißig Schulen ein und schickte die Kinder vornehmer und geringer Leute da hinein.

Viele vornehme Kinder dachten aber wohl, sie hätten das Lernen nicht so nothwendig, ihre Eltern hätten viel Geld und Gut und Ansehen bei dem Kaiser, der würde auch sie einst den Armen vorziehen. Als aber der Kaiser einmal in die Schule kam, um zu sehen und zu hören, was die Kinder gelernt hätten, stellte er die Fleißigen zu seiner Rechten und die Faulen zu seiner Linken, und, o Schrecken! da ging es den Reichen übel, denn die befanden sich meistens unter den Faulen. Der Kaiser war gewaltig böse und sagte: „Ihr Buben! denket nur nicht, daß euer Reichthum und eure feinen Kleider euch etwas helfen sollen; wer nichts lernen will, der soll von mir keine Gnade und Wolthat erhalten.“ Zu den andern aber sagte er: „Bleibet ferner brav und fleißig und lernet etwas Rechtes, so will ich euch zu meinen Dienern machen, und ihr sollt Ehre und Reichthum haben.“

5. Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft; die Knechte heißen: „Selbst - geschafft“ und „Spät - zu - Bett“ und „Auf - bei - Zeit“; die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit; Durst, Hunger heißen Schenk und Koch. Hab' auch zwei Edelknaben noch, genannt Gebet und gut Gewissen, die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

6. Wiegenlied.

Schlafe, Kindlein, hold und süß, wie im Engelparadies; schlaf' in stiller, süßer Ruh', thu die kleinen Äuglein zu. Draußen steh'n die Lilien weiß, haben allerschönsten Preis; droben in der lichten Höh' steh'n die Englein, weiß wie Schnee. Kommt, ihr Englein, weiß und fein, wiegt mir schön mein Kindelein; wiegt sein Herzchen fromm und gut, wie der Wind der Lilie thut! Schlafe Kindlein, schlafe nun, sollst in Gottes Frieden ruhn; denn die frommen Engelein wollen deine Wächter sein!

7. D. M. Luthers Brief an sein Söhnchen Hans.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebstes Söhnchen!

Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferd-

lein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.“ Da sprach ich: „Lieber Mann! ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther; möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel essen könnte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?“ Da sprach der Mann: „Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.“

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel goldene Pfeifen, Pauken und silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß ich das Tanzen nicht erharren konnte, denn die Kinder hatten noch nicht gegessen; darum sprach ich zu dem Manne: „Ach lieber Herr! ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er fleißig bete, wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen.“ Da sprach der Mann: „Es soll so sein, gehe hin und schreibe ihm also!“

Darum, liebes Söhnlein Hänschen! lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Jost auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit sei dem allmächtigen Gott befohlen! Grüße Muhme Lene und gib ihr einen Kuß von meinetwegen.

Anno 1530.

8. Räthselfragen.

Wer von euch ist klug und fleißig? Dreiunddreißig Räthsel weiß ich. Spitzt das Ohr und spitzt die Feder, und nun schreib' sie auf ein Jeder: Welche Uhr hat keine Räder? Welcher Schuh ist nicht von Leder? Welcher Stock hat keine Zwinge? Welche Scheere keine Klinge? Welches Faß hat keinen Reif? Welches Pferd hat keinen Schweif? Welches Häuschen hat kein Dach? Welche Mühle keinen Bach? Welcher Hahn hat keinen Kamm? Welcher Fluß hat keinen Damm? Welcher Bock hat keine Haut? Welches Glöckchen keinen Laut? Welcher Kamm ist nicht von Bein? Welche Wand ist nicht von Stein? Welche Kuh hat gar kein Horn? Welche Rose keinen Dorn? Welcher Busch hat keinen Zweig? Welcher König hat kein Reich? Welcher Mann hat kein Gehör? Welcher Schütze kein Gewehr? Welcher Schlüssel sperrt kein Schloß? Welchen Karren zieht kein Roß? Welches Futter frißt kein Gaul? Welche Katze hat kein Maul? Welcher Bauer pflügt kein Feld? Welcher Spieler verliert kein Geld? Welcher Knecht hat keinen Lohn? Welcher Baum hat keine Kron'? Welcher Fuß hat keinen Zeh? Welcher Streich thut Keinem weh? Welcher Wurf und Stoß und Schlag? Rath' nun, wer da kann und mag.

9. Vom Lernen.

Lerne was, so kannst du was.

Man hält es öfters für unrecht, wenn man mehr lernt, als man meint, dass man in Zukunft brauchen werde, und die meisten Menschen möchten gerade nur so viel lernen, als sie glauben, dass sie später nöthig haben werden. Wenn nun einer nicht mehr Rettigkörner stecken wollte, als er künftig Rettige be-

kommen möchte, dem wird es gewiss fehlen, weil ja nicht alles geräth, was man säet. So geht es auch bei dem Lernen; es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher muss man in seiner Jugend viel lernen, dass auch etwas davon verloren gehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft brauchen werde. Man wird auch keinen gescheiten Menschen klagen hören, dass er zu viel gelernt habe, sondern vielmehr, dass es ihn reue, dass er nicht mehr gelernt hat. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nöthig, aber in eine rechte Haushaltung braucht man sehr viel. Wer ein schlechter Mensch werden will, darf nicht viel lernen, wer aber ein brauchbarer Mensch werden will, muss in seiner Jugend so viel lernen, als er kann. Der Geschickteste kann auch nicht so viel, dass er sagen könnte, er sei dem geringsten Aemtlein vollkommen gewachsen.

10. Gott grüße dich!

Gott grüße dich! kein andrer Gruß gleicht dem an Innigkeit. Gott grüße dich! kein andrer Gruß paßt so zu aller Zeit. Gott grüße dich! wenn dieser Gruß so recht von Herzen geht, gilt bei dem lieben Gott der Gruß so viel wie ein Gebet.

11. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei seinem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren

hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchkittel erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen, mit einem Drittheil zahle ich Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Kapital an.“ Das war dem Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

12. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Denk an! das Büblein ist einmal spazieren gegangen im Wiesenthal; da wurd's müd' gar sehr und sagt: Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen und hat das Büblein mitgenommen; das Büblein hat sich auf 's Bächlein gesetzt und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt.

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt; das hat das Büblein gespürt gar bald; es hat gefroren gar sehr, es sagt: Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen und hat 'sBüblein mitgenommen; das Büblein hat sich auf's Schifflein gesetzt und hat gesagt: Da gefällt mir's jetzt!

Aber siehst du! das Schifflein war schmal, das Büblein denkt: Da fall' ich einmal! Da fürcht' es sich gar sehr und sagt: Ich mag nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen kommen und hat 'sBüblein mitgenommen; das Büblein hat sich in's Schneckenhäuslein gesetzt und hat gesagt: Da gefällt's mir jetzt!

Aber denk'! Die Schnecke war kein Gaul; sie war im Kriechen gar zu faul; dem Büblein ging's langsam zu sehr, es sagt: Ich mag nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!

Da ist ein Reiter geritten kommen und hat 'sBüblein mitgenommen; das Büblein hat sich hinten auf's Pferd gesetzt und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt!

Aber gib Acht! das ging wie der Wind; das ging dem Büblein gar zu geschwind; es hopst darauf hin und her und schreit: Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm in 'sHaar gekommen und hat 'sBüblein mitgenommen; er hat's gehängt an einen Ast gar hoch, dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt: Ist denn das Büblein gestorben?

Antwort: Nein, es zappelt ja noch! Morgen geh'n wir 'naus und thun's 'runter.

13. Sinnsprüche.

Glaub' nicht alles, was du hörst; thu' nicht alles, was du magst; sag' nicht alles, was du weißt; brauch' nicht alles, was du hast; kauf' nicht alles, was du siehst: so bleibst du wohl zu jeder Frist.

*

Eine Glocke am Klang, einen Vogel am Gesang, einen Mann am Gang, einen Thoren an den Worten kennt man an allen Orten.

*

Beim Essen darfst du nie den weisen Spruch vergessen: Man ißt, damit man lebt, und lebt nicht, um zu essen.

*

Zwischen heut' und morgen liegt eine lange Frist; lerne schnell besorgen, weil du noch munter bist.

14. Gute Rechnung.

Der alte Vetter klopfte ans Fenster, nickte freundlich in die Stube hinein, und als die Kinder drinnen mit ihrer Mutter fröhlich ans Fenster kamen, sagte er: „Ich bring' euch etwas aus dem Garten, goldgelbe Pflaumen, gross wie die Eier; aber ich habe nur vier, und ich möchte doch sehen, ob ihr euch ordentlich drein theilen könnt". Es waren aber zwei Knaben und zwei Mädchen und die Mutter, welche vier Pflaumen unter sich theilen sollten. Das war eine schlimme Rechnung, und der Vetter schaute lächelnd zum Fenster hinein, wie's die Kinder wohl anfangen müssten. Alle besannen sich; aber nur die kleine Sophie wusste Rath. „Das will ich schon machen", sagte sie, „wir

theilen drei und drei. Zwei Brüder und eine Pflaume macht drei, zwei Schwestern und eine Pflaume macht wieder drei, und zwei Pflaumen und eine Mutter macht auch drei. Da geht Alles gerade auf“.

Das war gut gerechnet; und als die Kinder nun fröhlich darnach theilten, da lächelte der alte Vetter noch einmal so freundlich, und die Mutter freute sich auch, ob über die zwei oder über die vier, das sollt ihr selbst sagen.

15. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.“

Einer nach dem andern strengte lange seine Kräfte an, und jeder sagte endlich: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch,“ sagte der Vater, „ist nichts leichter.“ Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei!“ riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und Niemand wird

euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch zusammenhalten sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

16. Kindliche Liebe eines Negers.

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Westküste Afrikas wohnte, war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen und wusste kein Mittel, den drängenden Schuldherrn zu bezahlen. „Ich habe weiter nichts, als meine Person“, sagte er, „verkaufe mich, wenn es dir beliebt“. Der hartherzige Mann ergriff den Armen sogleich und verkaufte ihn, worauf dieser mit andern Sclaven an eine Kette geschmiedet und nach dem Strande geführt wurde. Hier musste er mit seinen Leidensgenossen harren, bis das Schiff, auf welchem sie nach Westindien gebracht werden sollten, seine Ladung eingenommen hatte. Vor der Abfahrt kam ein junger Neger, begleitet von mehreren Anverwandten, und erklärte, dass er Willens sei, für seinen alten Vater einzustehen. Da der Schiffsarzt, welcher den Menschen untersucht hatte, dem Sclavenhändler erklärte, dass der Tausch sein Schade nicht sei, wurde der alte Mann herbeigebracht und losgeschmiedet. Unter lautem Weinen fiel der Sohn seinem armen Vater um den Hals, liess sich ruhig für ihn einschmieden und sagte, er sei glücklich, dass er seinen Vater habe befreien können, und bat ihn dringend, sich seinetwegen doch ja nicht zu betrüben.

Der Arzt zeigte tiefbewegt diesen merkwürdigen Vorfall dem Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, liess den Vater und die

Verwandten vor sich kommen, redete es mit ihnen ab, dass der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könne, und liess dann den wackern Sohn frei. Alle reisten darauf vergnügt in ihre Heimath zurück.

17. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen.

Wohl nirgends in der Welt wurde das Alter mehr geehrt, als in Sparta. Die jungen Leute wurden angehalten vor ältern aufzustehen, sie auf der Gasse zu grüßen und ihre Verweise und Lehren mit Dank anzunehmen. Wer sich unehrerbietig gegen das Alter benahm, dem wurde gesagt, er beschimpfe sich und sein Vaterland. Einmal kamen einige Spartaner als Gesandte nach Athen, wo man ihnen allerlei Ehre erzeigte und sie unter Anderm im Theater auf den besten Platz sitzen ließ. Eine große Menschenmenge harrte des Schauspiels; da kam noch ein alter Mann herein und sah sich allenthalben nach einem Sitze um. Keiner der Athener stand auf; jeder meinte, ein anderer könne dem müden Greis Platz machen; ja, etliche leichtfertige Jünglinge verlachten den Mann, daß er so spät gekommen sei. Als sich der Alte nun dem Theile des Theaters näherte, wo die Gesandten Spartas saßen, standen diese sogleich alle auf und machten dem Greis neben sich Platz. Darüber rief ihnen die Menge Beifall zu; der Alte aber erhob sich, als es wieder stille geworden, und sprach, so laut er konnte: „Ihr Athener wisset, was recht ist, aber die Spartaner thun es."

18. Die Katze.

Die Katze geht nicht auf den Fusssohlen, sondern auf den Zehen; daher ist ihr Gang auch sehr leise, und ein solch leiser, schleichender Gang ist

zu ihrem Geschäft sehr nöthig; denn die Mäuse haben ein sehr feines Gehör. Sie hat, wie die Hunde, Krallen an ihren Zehen, aber diese sind beweglich und so künstlich eingerichtet, dass sie in einer Scheide aus- und eingezogen werden können. Wenn die Katze schläft oder still und ruhig sitzt und schnurrt, sind die Krallen eingezogen; wenn sie aber erzürnt wird oder eine Maus fangen will, schiebt sie dieselben aus den Scheiden heraus, um ihren Feind damit zu krällen oder ihren Raub zu packen. Auch ihre rauhe Zunge und ihre spitzen Zähne sind zum Mausfangen eingerichtet. Ihre Augen sind sehr scharf und so gebaut, dass sie auch bei Nacht sehen können; sie leuchten im Dunkeln.

Die Jungen der Katze sind neun Tage blind und werden in diesem hilflosen Zustande von der Mutter sehr sorgfältig gepflegt und beschützt. Ist ihr Versteck nicht mehr sicher, so trägt sie die Jungen im Maul an einen andern Ort. Sind sie etwas grösser geworden, so bringt ihnen die Mutter halbgetödtete Mäuse zum spielen; kommen sie in Gefahr, so vertheidigt sie dieselben gegen Raubthiere und Hunde mit Gefahr ihres eigenen Lebens.

Die Katze ist klug, aber falsch und grausam, ihr Fell ist weich wie Sammet, und ihr Bart steht gut an ihrem runden Kopfe.

19. Muth einer Katze.

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Da schoß auf einmal ein großer Habicht aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter

sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es bald fahren, wendete sich aber mit um so größerer Wuth gegen die alte Katze. Der Kampf war von beiden Seiten heftig, und der Habicht mit seinem gewaltigen Flügelschlag, seinen scharfen Krallen und seinem spitzigen Schnabel richtete die Katze jämmerlich zu, zerfleischte sie und hackte ihr ein Auge aus. Die Katze verlor aber den Muth auch nicht, hielt ihren Gegner mit den Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Obwohl sie dadurch die Oberhand bekam, war der Habicht noch immer sehr stark, so daß sie beinahe erschöpft war; doch brachte sie durch eine schnelle Wendung den Habicht endlich unter sich und biß dem grimmen Wüthrich den Kopf ab. Siegreich lief sie, ohne ihres Auges und ihrer schweren Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm das Blut von den Wunden ab, liebkosete es und schnurrte, als wenn nichts vorgefallen wäre.

20. Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch: „Fang' mir das Mäuslein doch! Es ist nichts sicher in Küch' und Keller, nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller. Wo's was riecht, da ist es, wo's was kriegt, da frißt es, wo ein Braten dampft, kommt das Mäuslein und mampft. In den Küchenkasten hat das Mäuslein gebissen ein Loch; Koch, fang' mir das Mäuslein doch und jag' es wieder auf die Felder oder in die Wälder!"

Da macht der Koch ein Gesicht und spricht: „Mäuslein, Mäuslein, bleib' in deinem Häuslein! Nimm dich in Acht heut' Nacht, mach' auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch, sonst wirst du gefangen und aufgehangen!" Der Koch aber deckt zu alle Schüsseln, stellt auf die Falle hinten im Eck und thut hinein den Speck, sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh'.

Das Mäuslein aber ist ruhig und wispert leis: „Was er sagt, das thu' ich!" Aber es hat nicht lange gedauert, so kommt schon das Mäuslein und lauert und sagt: „Wie riecht der Speck so gut, wer weiß, ob's was thut! Nur ein wenig möcht' ich beißen, nur ein wenig möcht' ich speisen. Einmal ist Keinmal!" So spricht fein Mäuslein und schleicht, bis es die Falle erreicht, duckt sich und buckt sich, schmiegt sich und biegt sich, ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein, setzt sich in's Eck und ergötzt sich am Speck, reißt, beißt und speist. Platsch! thut's einen Knall und — — — zu ist die Fall'.

Das Mäuslein zittert vor Schrecken und möcht' sich verstecken; aber wo es will hinaus, ist zugesperrt das Haus. Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt. Ueberall ist ein Gitter, und das ist bitter, überall ist ein Draht, und das ist Schad'! Leider, leider! kann 'sMäuslein nimmer weiter; wär's nur gewesen gescheiter!

Unterdessen wird es Morgen, da kommt die Köchin und will besorgen den Thee und den Kaffee, da sieht sie, was vorgegangen und wie das Mäuslein ist gefangen. Ganz sacht schleicht sie hin und sagt: „Haben wir endlich erhascht das Mäuslein, das immer genascht? Siehst du: Einmal ist nicht Keinmal! Wärst du geblieben in deinem Loch, gefangen hätte dich nicht der Koch!"

21. Pudel.

„Wer hat hier die Milch genascht? hätt' ich doch den Dieb erhascht! Pudel, wärst denn du es gar? Pudel, komm doch! Ei fürwahr! einen weißen Bart hast du; sag' mir doch, wie geht das zu?"

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen: „Ei Pudel, was machst du für Sachen! Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?" Da hing er den Schwanz bis auf die Erden und heulte und schämte sich so sehr. Der naschet wohl sobald nicht mehr.

22. Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.

Ein Landmann ging mit zwei Hunden in den Wald und stieg auf eine sehr hohe Buche. Er glitt aus und stürzte, blieb aber mit den Füßen zwischen zwei gabelförmigen Ästen hängen. So schwebte er, mit dem Kopf abwärts hängend, zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle mögliche Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu erkennen. Endlich lief der eine heim, erhub ein klägliches Geheul, lief fort und wieder zurück und bellte so lange, bis die Leute ihm folgten. Er rannte dem Walde zu, wendete sich oft wieder um, wenn ihm die Leute nicht schnell genug folgten, und brachte sie so gerade noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle, um seinen unglücklichen Herrn von dem Tode zu erretten. — Der zurückgebliebene Hund hatte in der Zwischenzeit auch alles aufgeboten, um durch Heulen und Bellen Leute herbeizurufen.

23. Der Hund.

Auf der ganzen Erde ist der Hund der treue Gefährte des Menschen. Er ist ihm ein gefügiger Gehilfe geworden, der ihm seine Heerden und Häuser bewacht, der ihn bei der Jagd wilder Thiere unterstützt, der Lasten trägt und Wagen und Schlitten fortschafft. Und diesen Gehilfen hat sich der Mensch aus einem gefährlichen Raubthiere gezogen.

In der obern und untern Kinnlade hat er sechs scharfe Schneidezähne, auf jeder Seite einen starken Eckzahn und vor den Backenzähnen einen grossen Reiss- oder Fleischzahn mit mehreren Spitzen. Die starken

Beine haben an den Vorderfüssen fünf, an den Hinterfüssen vier Zehen. Der Hund hat ein gutes Gehör und einen besonders feinen Geruch.

Die schlimmen Eigenschaften der Raubthiere hat er ganz abgelegt; er ist jetzt ein kluges, zutrauliches und treues Thier geworden. Der Hund geniesst alle Speisen, die dem Menschen zur Nahrung dienen. Mit Gras reinigt er manchmal seinen Magen von Knochensplittern; Wasser und Luft sind ihm sehr zuträglich, aber vor grosser Kälte muss man ihn schützen.

Von allen Hundekrankheiten ist die Tollwuth die gefährlichste. Wenn ein Mensch von einem tollen Hunde gebissen wird, ist er verloren, wenn man nicht schnelle Hilfe schafft.

24. Von dem Hahn.

Der Hahn in seiner Tennen thut herzhaft einen Schrei, da kommen alle Hennen geschwind, geschwind herbei. Dann nennt er sie bei ihren Zunamen allzumal und führet sie spazieren hinunter in das Thal, führt sie zu einem frischen Labtrunk am Wiesenborn, gibt ihnen aufzutischen gar manches Gerstenkorn. Und daß auch nicht der Braten abgehe bei dem Schmaus, so ist er gleich berathen und geht auf 's Jagen aus. Ein Käfer kommt gewackelt, schön dunkelgrün und roth, da wird nicht lang gefackelt, Herr Hahn, der schießt ihn todt und schlachtet mit dem Schnabel den Käfer wie ein Kalb und theilt ihn ohne Gabel in Stücke halb und halb. Dann ruft er alle Hennen mit „gluck! gluck! gluck!" zu Hauf, die wackeln und die rennen daher im schnellsten Lauf. Und nach dem Braten recken sie den gestreckten Hals und lecken ihn und schmecken ihn ohne Salz und Schmalz. Und wenn das Schnabuliren hierauf ein Ende hat, da führt er sie mit ihren Küchlein zur Ruhestatt. Er aber vor dem Stalle singt noch sein „Kikiriki!" und rastet nicht, bis alle auch eingeschlafen hie; dann legt er auf die Seiten den

zunderrothen Kamm, daß morgen er bei Zeiten den Bauer wecken kann.

25. Das Huhn.

Der erste Vogel, den der Mensch zum Hausthier umgeschaffen, war sicherlich das Huhn; und wie der treue Hund und das nützliche Rind, so hat auch das Huhn den Menschen überall hin begleitet.

Vom ersten Morgenschein bis zu des Abends Kühle lässt die Henne nimmer ab zu sorgen und zu suchen, gackert selbstzufrieden, wenn sie ein Ei gelegt, läuft freudig, wenn sie einen Regenwurm gefunden, und ist nimmer ruhig, wenn sie die Schaar ihrer Jungen ausführt. Jedes Körnlein zerbeisst sie ihnen, jedes Würmlein legt sie ihnen vor das Schnäbelein, und von Ferne bemerkt sie die lauernde Katze, den pfeilschnellen Habicht und warnt die Jungen mit lautem, ängstlichem Rufe. Diese verstehen auch die Muttersprache, eilen unter ihre Flügel und finden sichern Schutz gegen den Biss des Würgers. Mit welch treuem Mutterherzen liebt sie das ausgebrütete Entchen, wie will sie dasselbe scharren und Samen suchen lehren, und welche Sorge und Angst befällt sie, wenn es der mütterlichen Obhut entrinnt und seinem Element, dem Wasser, zueilt! Das ist ein Rufen und Bitten, ein Hin- und Herrennen! Ein schöner Zug treuer Hingebung, und man begreift nun, wie die Gluckhenne in alter und neuer Zeit so mit einem Munde gepriesen, ja selbst unter die Sterne versetzt werden konnte, und wie der treue Heiland sich in seiner Liebe zu seinem Volk selber mit einer Henne verglich. Matth. 23, 37.

26. Gottesdienst.

Sieh'! keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn, ohn'

einen Blick zum Himmel aufzuthun; und ohn' zuvor anbetend sich zum Staube geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube. Was sie bewußtlos thun, thu' du bewußt, daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt.

27. Die Tauben.

Die Tauben sind schöne, zutrauliche Vögel und wohnen friedlich beisammen in ihrem Schlage. Sie legen jährlich zwei= bis dreimal und brüten je zwei Junge aus. Korn, Gerste, Haber, Wicken, Erbsen ist ihre Speise, die sie sich im Hof oder auf dem Felde suchen und für ihre Jungen zuerst im eigenen Magen erweichen. Die Tauben baden und waschen sich oft und legen ihre Federn mit ihren Schnäbeln ganz glatt wieder an den Leib. Sie haben ein sehr scharfes Auge und können auf dem Felde aus großer Höhe ein Körnlein erblicken. Sie fliegen sehr schnell und finden aus weiter Ferne wieder den Weg in ihren Schlag zurück; darum hat man sie in früherer Zeit zum Brieftragen abgerichtet. Schon Noah ließ Tauben aus der Arche auf Kundschaft ausfliegen, und eine von ihnen brachte das Oelblatt statt eines Briefes.

28. Die Kuh.

Die Kuh ist nicht schön. Sie hat einen dicken Rumpf, vom Kinn bis zu den vordern Beinen eine schlaffe Wamme, vier Füße mit gespaltenen Hufen und einen langen Schwanz mit einem Haarbüschel am Ende. Am Kopfe hat sie zwei gebogene Hörner, eine breite Stirn, trübe Augen, abstehende Ohren und ein großes Maul. Und doch ist ein Stall voll Kühe, welche die Magd sauber hält, und eine Heerde, die auf der Wiese oder an dem Berge weidet, ein schöner Anblick, und man freut sich an ihrem Blöken und dem Getön ihrer Glocken.

Im Stall und auf der Weide sind die Kühe fortwährend mit Kauen beschäftigt; das kommt daher, daß sie alle Speise, die sie in ihren großen Bauch verschlingen, nachher in aller Ruhe wieder in den Mund bringen und nochmal kauen; darum heißt man sie Wiederkäuer.

Wir schätzen die Kuh ihres Nutzens wegen. Von ihr bekommen wir die süße Milch, Butter und Käse; ihr Dung macht unsre Felder fruchtbar, ihr Fleisch ist kräftig, ihre Haut gibt Leder, ihr Talg Seife und Lichter, ihre Hörner und Knochen verarbeitet der Kammmacher und Drechsler zu allerlei nützlichen Sachen.

29. Vom Spinnlein und Mücklein.

Die Spinne hat gesponnen den Silberfaden zart und fein. Du Mücklein in der Sonnen, nimm wohl in Acht die Flügelein. Die Spinne hat gewebet ihr seidnes Netz mit kluger Hand; wer weiß, wie lang noch lebet sein Mücklein, das die Flügel spannt! Fein Mücklein horcht, wie denkt es? „Durch's Netz zu fliegen ist ein Spiel.“ Frau Spinne aber fängt es und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

30. Das Pferd.

Das Pferd gehört zu den schönsten und gelehrigsten Thieren. Seine Sinneswerkzeuge sind alle sehr scharf, besonders aber sein Gehör; seine Haut ist glatt und der Sitz eines sehr feinen Gefühls, seine Oberlippe dient ihm in vielen Fällen zum Tasten. Es hat auch einen sehr ausgebildeten Geschmack, womit es die geringste unangenehme Beimengung im Futter wahrnimmt und dasselbe unberührt lässt. Seine Stimme ist ein auffallend starkes Wiehern. Die Seelenkräfte

des Pferdes sind ebenfalls sehr entwickelt, wesshalb man es zu allerlei Kunststücken abrichten kann. Wer wäre nicht schon bei Kunstreitern gewesen und hätte sich über die Gelehrigkeit, Schnelligkeit und die drolligen Kunststücke der Pferde nicht gefreut und verwundert? Aber selbst der gewöhnliche Gaul merkt sich den Acker seines Herrn, findet in dunkler Nacht den Weg nach Hause durch Wald und Feld, und als einmal eine Elbinsel, auf welcher mehrere Stuten mit ihren Füllen weideten, plötzlich unter Wasser gesetzt wurde, bildeten die alten Pferde einen Kreis und hielten ihre Füllen zwischen sich so lang über Wasser, bis sich die Fluth wieder verlaufen hatte. Welchen Stolz das edle Reitpferd, welchen Muth das Schlachtross entwickelt, mit welcher Kraft sich die Pferde mit ihren Hinterhufen in den Ebenen und Wäldern Polens und Russlands gegen die heisshungrigen Wölfe vertheidigen, davon erzählt man viele Geschichten.

31. Das Salz.

Das Salz holen wir beim Krämer oder Kaufmann, der aber bekommt es aus den Salzsiedereien. Dort macht man es aus salzigem Wasser. Das Salz befindet sich nemlich in der Erde und ist fest wie Stein, darum heißt man es Steinsalz. Läuft nun über das Steinsalz Wasser hin, so zerschmilzt etwas davon und macht das Wasser sauer. Solches Wasser nennen die Bergleute Soole und leiten es in die Salzsiedereien. Dort läßt man das Wasser der Soole an der Luft oder in großen Pfannen über dem Feuer verdunsten und bekommt dann das Salz. Dieses sieht schön weiß aus und macht die Speisen schmackhaft.

32. Gottes Gaben in Ehren.

Kinder, höret, was eine fromme Sage erzählt: Es ist ein Engel gesetzt, der Acht hat auf die, so das Brod muthwillig oder leichtsinnig auf die Erde fallen lassen, dass es mit Füssen getreten werde. Wer so thut, den bringt der Engel in Armuth. — Verstanden! Darum scheuet den Engel und achtet des Brodes und des Wortes: „Verderbet es nicht, denn es ist ein Segen darin. Wer darauf achtet und darnach thut, dem fehlt es nicht an Brod; denn des Gerechten Samen lässt der Herr nicht nach Brod gehen.“ Und wenn es auch so Gottes Wille wäre, so ist's besser, mit Lazarus hier Brod, als mit dem Reichen in der Hölle Wasser betteln.

33. Räthsel.

1.

Zwei Löcher hab' ich, zwei Finger brauch' ich. So mach' ich Langes und Großes klein und trenne, was nicht beisammen soll sein.

2.

Am Tage hab' ich nichts zu thun, man läßt mich in dem Winkel ruh'n; kaum aber bricht die Nacht herein, so schluck' ich Feuer und Kohlen ein.

3.

Ich, ein kleines Thierlein, bin die geübt'ste Jägerin; in den Winkeln, an den Mauern pfleg' ich auf das Wild zu lauern ohne Hund und Schießgewehr. Netze spann' ich um mich her, und mein Tisch bleibt selten leer.

4.

Obgleich nicht meine Zunge spricht, so kann ich sie doch nicht entbehren; ich muß, was Recht ist oder nicht, die Menschen augenblicklich lehren.

5.

An Form bin ich ganz kugelrund, durchscheinend, leicht und herrlich bunt; ein langer Hauch erzeuget mich, ein schneller Hauch verwehet mich.

34. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann und gehe ganz allein, ich möchte wohl nur einmal noch recht frohen Muthes sein. In meiner lieben Eltern Haus war ich ein frohes Kind; der bittre Kummer ist mein Theil, seit sie begraben sind. Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n, ich seh' die gold'ne Saat; mein ist der unfruchtbare Weg, den Sorg und Mühe trat. Doch weil' ich gern mit stillem Weh in froher Menschen Schwarm und wünsche Jedem guten Tag so herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch nicht ganz mich freudenleer: ein süßer Trost für alle Welt ergießt sich himmelher. Noch steigt in jedem Dörflein ja dein heilig Haus empor; die Orgel und der Chorgesang ertönet jedem Ohr. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern so liebevoll auch mir, und wann die Abendglocke schallt, da red' ich, Herr, mit dir. Einst öffnet jedem Guten sich dein holder Freudensaal, dann komm' auch ich im Feierkleid und setze mich an's Mahl.

35. Der Löwe.

Ein armer Sclave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen, weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen diesem gräßlichen Schauspiel zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu, — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich und fragten den Sclaven, wie das komme.

Der Sclave erzählte: „Als ich meinem Herrn ent-

laufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus; von der Zeit an versorgte mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich beisammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden."

Alles Volk war über die Dankbarkeit des wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!" Der Sclave wurde freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn wie ein zahmes Hündlein und blieb, ohne Jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

36. Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: Was Gott schickt, ist gut; es dünke uns gut oder böse.

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren, und niemand wollte sie ihm öffnen. Hungrig und durstig musste er unter freiem Himmel übernachten; doch sprach er: „Was Gott schickt, das ist gut," und legte sich nieder. Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne um der Unsicherheit willen derselbigen Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte das Licht aus, ein Löwe kam und zerriss den Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut," und erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er an die Stadt kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte in der–

selben Nacht die Einwohner gefangen, weggeführt oder getödtet. Er war verschont. „Sagte ich nicht,“ sprach er, „dass alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst ein, warum er uns am Abend etwas versagte.“

37. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle saß ich in guter Ruh und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu. Sah zu der blanken Säge, es war mir wie ein Traum, die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend; in Trauermelodie durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie: „Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein; du bist's, für den die Wunde mir dringt in 's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden, wann kurz gewandert du, dies Holz im Schoos der Erden ein Schrein zur langen Ruh.“ — Vier Bretter sah ich fallen, mir war's um 's Herze schwer; ein Wörtlein wollt' ich lallen, da ging das Rad nicht mehr.

38. Räthsel.

Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt; wer's braucht, bezahlt dafür kein Geld; wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen, und wer's bewohnt, thut's nicht mit Willen.

39. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies

ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus." Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen." Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen, ich will euch antworten."

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte wohl vor euch in diesem Schlosse?" „Mein Vater!" sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor euerm Vater da?" „Mein Großvater!" antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?" fragte der Pilger zum Dritten. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn!"

„Nun," sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in dem Schlosse wohnt und immer einer dem andern Platz macht, — was seid ihr denn anders hier als Gäste? Dieses Schloß ist also doch ein Gasthaus; verwendet daher nicht so viel, um dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur eine Zeit lang beherbergt; thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

40. Denkspruch.

Ich leb', und weiß nicht wie lang; ich sterb', und weiß nicht wann; ich fahr', und weiß nicht wohin; mich wundert, daß ich fröhlich bin.

41. Die Schwalbe.

Die Schwalbe ist ein artiges Vögelein mit rothem Brüstlein und grauem Bauch. Sie fliegt den ganzen

Tag umher, baut ihr Nest und sucht Futter für ihre Jungen. Im Herbst geht sie fort und kommt im Frühling wieder. Für sich und ihre Jungen fängt sie im raschen Fluge manches Mücklein, und das ist schon recht; aber sie verzehrt auch manches Bienlein, und das könnte sie bleiben lassen. Ihr Nest baut sie ganz zutraulich an die Häuser, manchmal in dieselben. Darum vergleicht sich David auch mit einer Schwalbe und sagt: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, deine Altäre, Herr Zebaoth!“

42. Die Schwalben im Dorfe.

Die Schwalben fliegen nächtig das Dorf noch einmal um, gesellig und einträchtig und sind dabei nicht stumm. O! dürften sie erzählen von lauter Einigkeit und müßten nicht verhehlen viel bösen Zank und Streit, Unfrieden, den mit Grauen so manche Hütt' umschließt, daß unterm Dach zu bauen die Schwalbe fast verdrießt.

43. Die Störche.

1.

„Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn? warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?“ — „Es wird so kalt und schaurig hier, uns friert, drum fliegen von dannen wir.“ — „Fliegt hin denn mit euerm leichten Gefieder, doch Störche, das bitt' ich, kommt recht bald wieder!“

Und wie sie waren fortgeflogen, da kam der Winter hergezogen; das leere Nest auf dem Dache droben, das streut er mit Federn voll bis oben; doch mocht es ein kaltes Lager sein, da konnte sich wohl kein Storch dran freu'n.

2.

„Die Sonne scheint, der Sommer ist nah', nun sind auch wir Störche wieder da. Wir haben im fernen

Land unterdessen nicht unser liebes Nest vergessen; da steht's noch, nun wollen wir's putzen und hüten und still drin wohnen und fröhlich brüten."

Sie bauten es aus mit Holz und Stroh, sie waren so eifrig dabei und froh. Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang, da hörte man bald gar mancherlei Klang. Fünf Störchlein reckten die Köpfchen herauf und sperrten die hungrigen Schnäbelein auf.

44. Liebe eines Storchs zu seinen Jungen.

Einst wüthete ein fürchterlicher Brand zu Delft in Holland. Die Flamme ergriff auch einen Thurm, auf dessen Dach sich eine Storchenfamilie angesiedelt hatte. Umsonst suchte der Alte seine Jungen wegzutragen; sie waren zu schwer für seinen Schnabel. Immer höher wirbelte die Flamme und zündete jetzt schon das Nest an. Der Storch sank auf seine Kinder, bedeckte sie mit seinen Flügeln und verbrannte mit ihnen zu Asche.

45. Der Pfau.

Der Pfau ist ein wunderschöner Vogel. Am Hals ist er glänzend blau; auf dem Kopfe trägt er einen kleinen Federbusch, wie einen Strauß; der Schwanz ist überaus lang und schön. Wenn der Pfau damit ein Rad schlägt, glänzt an jeder Feder ein schwarz-grün-goldenes Auge. Alle Jahre im Herbst verliert er seine prächtigen Federn. Die Füße sind nicht schön, das Geschrei ist sogar häßlich. Er kann auf die höchsten Bäume und Häuser fliegen. Er frißt gern Körner aller Art, Korn, Gerste, Weizen und Wicken. Das Weibchen legt acht bis zwölf Eier. Der Pfau wird bis zu zwanzig Jahre alt.

46. Fuchs und Ente.

F. „Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?

komm doch einmal her an das Ufer gleich, ich hab' dich schon lange was wollen fragen."

E. „Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen, du bist mir so schon viel zu klug, drum bleib' ich dir lieber weit genug."

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin und war verdrießlich in seinem Sinn; es lüstete ihn nach einem Braten, das hatte die Ente gar wohl errathen. Heut hätt' er so gerne schwimmen können, nun mußt' er ihr noch das Leben gönnen.

47. Trau, schau, wem?

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume sassen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also dass fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hahn ewige Freundschaft und Bündniss mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt; aber der Hahn sagte: „Das höre ich gerne!" und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: „Was siehst du?" Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne." Der Fuchs sprach: „Da bleib' ich ich nicht." Antwortet der Hahn: „Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, dass die Hunde mit dir Frieden haben." Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin."

48. Der Schweindieb.

Eines Abends kamen zwei Bärentreiber mit einem Tanzbären in ein Dorf und blieben in dem Wirthshause über Nacht. Der Wirth hatte eben sein großes Mastschwein geschlachtet und sperrte den Bären in den leeren Schweinstall.

Um Mitternacht kam ein Dieb und wollte das

Schwein stehlen. Er wußte nichts davon, daß man dasselbe geschlachtet und den Bären in den Stall gesperrt hatte, machte daher leise die Stallthüre auf und griff hinein. Der Bär aber verstand wenig Spaß, packte mit seinen Pratzen, fürchterlich brummend, den Dieb und ließ ihn nicht mehr los.

Dieser schrie vor Schrecken und Schmerz so entsetzlich, daß alle Leute im Wirthshause erwachten und zum Schweinstall eilten. Die Bärentreiber rissen mit vieler Mühe den Dieb aus den Klauen des grimmigen Thieres, und im Gefängniß empfing er die Strafe für sein Diebsgelüsten.

49. Räthsel um Räthsel.

Ei Knabe, ich will dir was zu rathen aufgeben, und wenn du es rathest, so kriegst du es eben.

Was für eine Strasse ist ohne Staub? welcher grüne Baum ist ohne Laub? „Die Strasse auf der Donau ist ohne Staub, der grüne Tannenbaum ist ohne Laub.“

Was für ein König ist ohne Land? was für ein Wasser ist ohne Sand? „Der Zaunkönig ist ohne Land, das Wasser im Auge ist ohne Sand.“

Was für ein König ist ohne Thron? was für Knechte haben keinen Lohn? „Der Kartenkönig ist ohne Thron, und die Stiefelknechte haben keinen Lohn.“

Welches schöne Haus hat weder Holz noch Stein? welcher große Strauß hat keine Blümelein? „Das kleine Schneckenhaus hat weder Holz noch Stein, der große Vogel Strauß hat keine Blümelein.“

Was für ein Herz thut keinen Schlag? und was für ein Tag hat keine Nacht? „Das todte Herz thut keinen Schlag, und der allerjüngste Tag hat keine Nacht.“

50. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen, ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen, du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Thiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide herabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und der Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei curiose Gesellen; ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen und der Sohn die hintern, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Strasse stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will.

51. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht? wer hat sie so schön gemacht? gelb und roth und weiß und blau, daß ich meine Lust d'ran schau'! Wer hat im Garten und im Feld sie auf einmal hingestellt? Erst war's doch so hart und kahl, blüht nun Alles auf einmal. Wer ist's, der ihnen allen schafft in den Wurzeln frischen Saft,

gießt den Morgenthau hinein, schickt den hellen Sonnenschein? Wer ist's, der sie alle ließ duften noch so schön und süß, daß die Menschen groß und klein sich in ihrem Herzen freu'n? Wer das ist und wer das kann und nicht müde wird daran? — Das ist Gott in seiner Kraft, der die lieben Blumen schafft.

52. Räthsel.

Es gibt vier Brüder in der Welt, die haben sich zusammengesellt: Der erste läuft und wird nicht matt, der andere frißt und wird nicht satt, der dritte trinkt und wird nicht voll, der vierte singt und klingt nicht wohl.

53. Vom Käferlein.

Spann' dich, Käfer, nur an die dünne Schnur; einem solchen Schelm was kann es schaden? Doch ich thu' es nicht, leicht ein Füßchen bricht und bleibt hängen an dem langen Faden. Laß' dich lieber los, kannst im feuchten Moos und im kühlen Thau dich baden.

54. Der Maikäfer.

Den Maikäfer kennst du sehr gut und weißt auch, daß er die Blätter der Bäume abfrißt; aber woher dieser Käfer kommt, das wirst du nicht wissen, und das laß dir sagen. Der Maikäfer wird aus einem weißen, häßlichen Wurme, der in der Erde lebt und den man bei uns Engerling nennt. Wenn die Leute im Frühlinge umgraben oder ackern, so graben sie gar häufig solche Engerlinge heraus, die dann für die Hühner und Krähen eine delicate Mahlzeit sind. Wie kommt aber dieser Wurm in die Erde, da doch der Maikäfer auf den Bäumen lebt? Man sollte denken, er würde seine Eier auch auf die Bäume legen. Das thut er aber nicht, sondern das Weibchen setzt sich auf den Boden und legt seine Eier in die Erde. Aus dem Ei kommt eine Larve oder ein Wurm, welcher vier Jahre lang in der Erde bleibt und die Wurzeln des Grases und der Pflanzen abfrißt. Hat er sich endlich groß gefressen, so macht er sich

eine kleine Höhle zurecht, streift darin seine Haut ab, wird zu einer Puppe, bricht im Frühlinge des fünften Jahres als Käfer aus der Erde heraus und fliegt davon.

55. Räthsel.

Ein Glöckchen ist mir wohl bekannt, es schimmert durch das ganze Land. Aus Silber scheint es dir gegossen; doch ist es anderm Reich entsprossen. Mit einem Klöpfel ist's versehn, doch höret Niemand sein Getön; auch ist's auf keinem Thurm gefangen, es kann nur in der Tiefe prangen.

56. Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild, da war ich jüngst zu Gaste, ein goldner Apfel war sein Schild an einem langen Aste. Es war der gute Apfelbaum, bei dem ich eingekehret; mit süßer Kost und frischem Schaum hat er mich wohl genähret. Es kamen in sein grünes Haus viel leichtbeschwingte Gäste, sie sprangen frei und hielten Schmaus und sangen auf das Beste. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh auf weichen, grünen Matten, der Wirth, der deckte selbst mich zu mit seinem kühlen Schatten. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit, da schüttelt' er den Wipfel. Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel.

57. Knabe und Schmetterling.

Schmetterling, kleines Ding, sage mir, wovon du lebest, daß du nur stets in Lüften schwebest! „Blumenduft, Sonnenschein, das ist die Nahrung mein."

Der Knabe wollt' ihn fangen, da bat er mit Zittern und Bangen: „Lieber Knabe, thu' es nicht! laß mich spielen im Sonnenlicht! eh vergeht das Abendroth, lieg ich doch schon kalt und todt."

58. Vom Hasen.

Der Hase ist mehr ein Thier der Nacht, als des Tages, an ruhigen Orten lässt er sich aber auch am Tage blicken. Seine Furchtsamkeit ist zum Sprichwort geworden. Er

zeigt aber auch viel List. Er geht z. B. nie auf geradem Weg, sondern durch viel Zickzackgänge und Sprünge in sein Lager, um Hunde und andere Raubthiere von seiner Spur abzuführen. Er schläft mit offenen Augen und hat oft sein Lager mitten im Felde in einer Furche; da liegt er ganz platt auf dem Boden wie eine Scholle, dass ihn nur ein geübtes Auge entdeckt. Man kann an ihm vorübergehen, ja ihn fast treten, ohne dass er flieht. Aufgejagt eilt er im jähen Lauf davon. Bergan holt ihn kein Hund ein, aber bergab überstürzt er sich leicht wegen seiner langen Hinterfüsse. Manchmal lässt er den nacheilenden Hund über sich wegsetzen und wendet sich rückwärts, oder er jagt einen ruhenden Kameraden auf und legt sich an seinen Ort. In grosser Noth schwimmt er auch über breite Flüsse. Hat er einen Vorsprung gewonnen, so richtet er sich auf und sieht sich nach seinen Verfolgern um. Die Hasen fressen Gras, Heu, Klee, Kohl u. s. w. und hauen sich ganze Gassen durch Kornfelder und Weinberge; im Winter benagen sie auch die Rinde junger Bäume und richten dadurch oft grossen Schaden an. Die Häsin wirft jährlich drei- bis viermal Junge, und obwohl sie nicht besonders zärtlich dafür sorgt, so dass von vier, fünf meist nur zwei davon kommen, so ist doch ihre Ausbreitung manchmal so gross, dass sie eine wahre Landplage werden können, was besonders in früheren Zeiten der Fall war, wo sie von den Jägern zum Schaden der Felder oft sehr geschont wurden.

59. Das zerbrochene Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh", sprach der Vater unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb' es auf und steck' es ein." „Ei", sagte Thomas, „das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!" Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drei Pfennige und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter, die Sonne schien sehr heiß, weit

und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen; Thomas hob sie begierig auf und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas nach und nach alle Kirschen aufheben.

Als sie nun zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um und sagte: „Siehe, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen.“

60. Von der Lerche.

Wer kennt und liebt nicht diesen Frühlingsboten mit seinem graubraunen Röcklein und seinem lieblichen Gesang? Oft, wenn noch Schnee die Felder deckt, steigt schon die Lerche trillernd in die Luft, und den ganzen Sommer über wird sie nicht müde, dem lieben Gott ihr Loblied darzubringen.

Sie ist etwas grösser als ein Sperling. An ihrem kleinen, runden Kopf ist ein gerader Schnabel, der nur oben ein wenig gewölbt ist. Er ist nicht spitzig und nicht schneidig; sie öffnet ihn ja nur zum Gesang, erschnappt damit Insekten und sucht sich Sämereien. Ihre Flügel sind ziemlich lang, denn sie schwingt sich hoch empor und schwebt oft lange oben in der Luft. Da sieht sie nur noch wie ein kleiner, schwarzer Punkt aus. Sonst wohnt sie unten auf dem Boden in der Furche des Ackers und baut ihr kunstloses Nest aus Grashalmen und Haaren in die Fusstritte des Viehes oder hinter eine Erdscholle. Sie legt 3—6 graue, dunkelpunktirte Eier, welche sie in 14 Tagen ausbrütet.

Die Feldlerche sucht im Herbst eine neue Heimath in wärmeren Gegenden, sie ist ein Zugvogel; die Haubenlerche, mit ihrem Krönchen auf dem Kopf, bleibt wohl auch im Winter bei uns und sucht sich unter dem Schnee ihre spärliche Nahrung.

61. Wandersmann und Lerche.

W. „Lerche, wie früh schon fliegst du jauchzend der Morgensonne zu?“

L. „Will dem lieben Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen; das ist von Alters her mein Brauch; Wandersmann, deiner doch wohl auch?“

Und wie so laut in der Luft sie sang, und wie er schritt mit munterm Gang, da war es so froh, so hell den Zwei'n im lieben klaren Sonnenschein. Und Gott der Herr im Himmel droben hörte gar gerne ihr Danken und Loben.

62. Der Laubfrosch.

Der Laubfrosch trägt ein grünes Röckchen wie ein Jägersmann. An den Zehen, besonders der Hinterfüsse, hat er kleine, klebrige Ballen, womit er sich an Zweigen und Blättern festhalten kann. Im Frühlinge und Vorsommer lebt er in Teichen, welche viel grünes Gesträuch um sich herum haben. Während seine braunen Herrn Vettern, die gemeinen Frösche, im Sumpf ein Concert geben, legt er seine Eier in's Wasser und schreit von Zeit zu Zeit vergnügt eins mit. Aus den Eiern kommen die schwarzen Kaulquappen, die nach etwa zwei Monaten zu kleinen Fröschen heran wachsen. Im Sommer wohnt der Laubfrosch am liebsten in dem Gesträuche der Hecken; hier ist er sicher vor Schwänen und Störchen, die ihm im Wasser und Gras nachgehen, und kann selber jagen; denn kommt eine Fliege oder Bremse vorbeigezogen, schnapp! hat er sie weg. Da er grün wie die Blätter ist und ruhig in seinem Versteck liegen bleibt, findet man ihn nicht leicht, wenn er sich nicht durch

sein Geschrei verräth. Der Bauer hält ihn gern als Wetterpropheten in einem Glas. Hier sitzt er geduldig und fröhlich auf seinem Leiterlein so lange es schön Wetter ist und harrt, bis man ihm eine lebende Fliege hineinwirft; will es aber trüb und regnerisch werden, so schreit er und badet sich im Wasser. Wenn im Winter die lebenden Fliegen selten werden, hungert er, während seine Sippschaft im Schlamme erstarrt liegt, oft Monate hindurch.

63. Der Frosch.

Der Frosch sitzt in dem Rohre, der dicke, breite Mann, und singt sein Abendliedchen, so gut er singen kann — „Quak! Quak!"

Er meint, es klingt gar herrlich, könnt's Niemand so wie er, er bläst sich auf gewaltig, meint Wunder, was er wär'. — „Quak! Quak!"

Mit seinem breiten Maule fängt er sich Mücken ein, guckt mit den dicken Augen froh nach der Sonne Schein! — „Quak! Quak!"

Das ist ein ewig Quaken, er wird es nimmer müd', so lange noch ein Blümchen im Wiesengrund nur blüht! — „Quak! Quak!"

Herr Frosch, nur zu gesungen! Er ist ein lust'ger Mann; im Lenz muß Alles singen, so gut es singen kann! — „Quak! Quak!"

64. Die Johanniswürmchen.

Wenn im Sommer ein recht warmer Abend ist, und die Leute nach ihrer Arbeit vor der Thüre oder am offenen Fenster sitzen, dann sieht man manchmal leuchtende Vögelchen in der Luft fliegen oder im Grase sitzen, beinahe als wären es Goldfünkchen. Man nennt diese leuchtenden Vögelchen Johanniswürmchen. Sie sind kleiner als eine Fliege, und man kann sie in die Hand nehmen und betrachten; denn sie leuchten wohl, aber sie brennen nicht. Allein in der Hand sind sie lange nicht so schön, als in der Luft oder im Grase; deßhalb springen ihnen die Kinder blos nach und fangen sie nicht, schlagen sie auch nicht todt, sondern haben ihre Freude daran.

65. Der Vogel am Nest.

„Knabe, ich bitt' dich so sehr ich kann, rühre mein kleines Nest nicht an! o sieh' nicht mit deinen Blicken hin! es liegen ja meine Kinder drin, die werden erschrecken und ängstlich schrei'n, wenn du schaust mit den großen Augen hinein."

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern, doch stund er behutsam still von fern. Da kam der arme Vogel zur Ruh, flog hin und deckte die Kleinen zu, und sah so freundlich den Knaben an: „Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan."

66. Warnung.

Keinem Würmchen thu' ein Leid! Sieh', in seinem schlichten Kleid hat's doch Gott im Himmel gern, sieht so freundlich drauf von fern, führt es zu dem Grashalm hin, daß es ißt nach seinem Sinn; zeigt den Tropfen Thau ihm an, daß es satt sich trinken kann; gibt ihm Lust und Freudigkeit. Liebes Kind: thu ihm kein Leid!

67. Das Schaf.

Das Schaf hat einen länglichen Kopf und ein spitzes Maul. Die Augen sind ohne Glanz und stehen weit von einander. Sein Körper ist plump und ruht auf vier magern Beinen. Die Füsse haben vorn zwei Zehen mit Hufen. Das Fell ist mit weicher, warmer Wolle bedeckt. Die Farbe derselben ist meist gelblich weiss; es gibt aber auch schwarze und gefleckte Schafe. In Ansehung der Feinheit und Länge der Wolle schätzt man vornehmlich die der spanischen Schafe. Aus dieser Wolle werden feine Tücher und andere kostbare Wollenwaaren fabricirt. Manche Schafe,

besonders die Hämmel, haben lange, gewundene Hörner. Schaf- und Hammelfleisch ist sehr schmackhaft; das Unschlitt des Schafes erhärtet sehr schnell und gibt gute Kerzen; die Haut lässt sich weiss und roth gerben; doch hat das Schafleder wenig Werth, da es im Wasser leicht zusammengeht und nachher brüchig wird. Die dünnen Gedärme des Schafes werden zu Saiten verarbeitet, Spinnsaiten und Violinsaiten. Selbst die Knochen und Sehnen des Schafes lassen sich noch vortheilhaft verwenden, indem man guten Leim daraus bereitet.

68. Der Wolf und das Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen von ungefähr an einen Bach, um zu trinken; der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber unten. Da der Wolf das Lämmlein erblickte, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübst du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?“ Das Lämmlein sprach: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? trinkst du doch über mir.“ Der Wolf sprach: „Wie? fluchest du noch dazu?“ Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir ja nicht.“ Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater that mir vor sechs Monaten auch ein Leid.“ Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich entgelten, was mein Vater gethan haben soll, bin ich ja vor sechs Monaten noch nicht geboren gewesen.“ Der Wolf sprach: „Du hast aber meine Felder und Wiesen abgenaget und verderbet.“ Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich? ich habe ja noch gar keine Zähne.“ „Ei,“ sprach der Wolf, „du weißt eine Menge Ausreden, doch macht dich dies Alles nicht straflos, ich kann dich heute nicht ungefressen lassen!“ Also würgte er das unschuldige Lämmlein und verschlang es.

69. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte

es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein daraus mehr ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „Die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbüblein sagte: „Gebet mir einen großen Bogen weißes Papier,“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur!“ Aber Niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.“

70. Vom Schnecklein.

Ei, wie langsam, ei, wie langsam kommt die Schneck’ von dem Fleck! Sieben volle Tage braucht sie von dem Eck in’s and’re Eck. Ei, wie langsam, ei, wie langsam steigt die Schneck’ im Gras daher! Potz! da wollt ich anders laufen, wenn ich so ein Schnecklein wär’!

Büblein, merk’s! es muß ja schleppen mit sich fort sein ganzes Haus mit den Fenstern, Thüren, Treppen, da es schlü=

pfet ein und aus. Dies nimm wohl in Acht, mein Büblein, wenn du über's Schnecklein zankst, könntest selber nicht dein Stüblein tragen, ohne daß du wankst.

71. Die Linde.

Die Linde gehört wegen ihres stattlichen Wuchses, ihrer großen, herzförmigen Blätter und ihrer gelben wohlriechenden Blüthen zu unsern schönsten Laubholzbäumen. Ihr Holz ist weich und gibt daher beim Verbrennen wenig Hitze, hinterläßt aber feine Kohle, die zum Zeichnen und als Zahnpulver benutzt wird. In Rußland, wo es große Lindenwälder gibt, webt man aus dem Bast die bekannten Matten, welche die Kaufleute zum Verpacken der Waaren verwenden.

Die Linde erreicht auf gutem Boden nicht nur eine große Höhe und einen stattlichen Umfang, sondern auch ein sehr hohes Alter. Man erzählt sich von Linden, die ein Alter von 300—400 Jahren erreichten, in deren ausgehöhltem Stamm man Raum zu einer Stallung für mehrere Pferde gehabt und deren riesige Aeste einen großen Vergnügungsplatz beschattet haben.

Die Blüthe der Linde ist sehr wohlriechend und honigreich und die beste Weide der Bienen, auch gibt sie sehr heilsamen Thee. Eine schöne Lindenallee ist ein herrlicher Anblick und in ihrem Schatten geht sich's an heißen Sommertagen und Abenden angenehm.

72. Das Veilchen.

Veilchen unter Gras versteckt, wie mit Hoffnung zugedeckt, Veilchen freue dich mit mir, Sonne kommt ja auch zu dir. Sonne scheint mit Liebesschein tief dir in dein Herz hinein; trocknet deine Thränen dir, — Veilchen, freue dich mit mir!

73. Der Hollunderstrauch.

Es gibt nicht viele Gewächse auf Erden, die dem Menschen so nützlich sind, als der Flieder- oder Hollunderstrauch, dessen grünes Blätterdach mit den blassgelben Blüthendolden uns oft in der Nähe der Dörfer hinter Mauern

und Zäunen entgegen schimmert. Die Rinde, welche in der Jugend grün, im Alter grau und rissig ist, gebraucht man zum Färben. Das alte, gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und die Knaben machen gerne Knallbüchsen von den ausgehöhlten Aesten.

Wird man von Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Hollunderblättern sehr gut; hat man sich erkältet, so trinkt man Fliederthee, um in Schweiss zu kommen; auch das schwarze Hollundermus ist sehr gesund. Der Apotheker benützt ausserdem noch die Wurzel und die saftige Rinde der jungen Zweige, und manche Leute tauchen gern die ganzen Blüthendolden in Teig und backen „Holderküchle“ daraus.

74. Die Sonnenblume.

Die Sonnenblume liebt das Licht, sie will sich stets zur Sonne drehen: so mußt du Gottes Angesicht, willst du nicht irren, auch ansehen.

75. Die Reseda und der Schmetterling.

Die Reseda hat eine wohlriechende Blüthe und ist nicht blos den Menschen, sondern auch den Schmetterlingen lieb. Es gibt einen weißen Schmetterling mit etlichen Flecken auf den Flügeln, der legt seine Eier unter die Blätter der Reseda, daß sie nicht naß werden vom Thau und Regen. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatte; und wenn nun das Junge darin erwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, nicht mit Eisen oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut mundet, wie unser einem Rosinen und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeist hat, streckt es sein Köpflein ein paar Mal in die Höhe und weidet dann fort, zur Rechten oder zur Linken, wie es will. Der Vater im Himmel macht es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, daran die Thüre ein Honigkuchen ist, und sprächet zu ihm: „Jetzt schlaf'! und wenn du aufwachest und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Kuchen hindurch essen.“

76. Räthsel.

1.

In der Luft, da fliegt's; auf der Erde liegt's; auf dem Baum, da sitzt's; in der Hand, da schwitzt's; auf dem Ofen zerläuft's; in dem Wasser ersäuft's; wer gescheit ist, begreift's.

2.

Das Erste, blendend weiß und rein, herab vom Himmel fiel; das Zweite, rund und bunt und klein, der Knaben Lieblingsspiel; mein Ganzes nennt der Gärten Zier, die Blüthe eines Baumes dir.

77. Der Löwenzahn.

Der Löwenzahn oder die Kuhblume ist eine gelbe Blume, aus deren hohlen Stielen sich die Kinder Ketten machen, und die an allen Wegen und auf allen Grasplätzen wächst. Jeder kennt sie, Jedermann weiss, dass, wenn man eine Blume oder ein Blatt abreisst, ein weisser Saft heraustritt, der sehr heilsam ist; alle Kinder wissen auch, dass auf den Blumenstielen graue, wollige Kugeln wachsen und haben schon oft „Lichter ausgeblasen.“ Aber genau betrachtet und bewundert hat noch nicht Jeder diese Lichter. Es sind das nämlich die reifen Samen des Löwenzahns, von denen jeder ein kleines Stielchen und oben dran ein Federchen hat, schön kugelrund ausgespannt. Blasen nun fröhliche Kinder oder ein wilder Wind den Samen aus, so fliegt er manchmal weit fort, und es wird Löwenzahn gesäet an Orten, wo es kein Mensch vermuthet. Noch viele Pflanzen tragen einen solchen Federsamen, andere Häckchen, feine Wolle und anderes, wodurch sie verbreitet werden.

78. Die Kartoffel.

Die Kartoffeln kamen erst vor etlichen hundert Jahren nach Europa. Der berühmte Seefahrer Franz Drake hatte sie

nämlich einem Freund in England gesendet und geschrieben: „Die Frucht dieses Gewächses ist so vortrefflich und nahrhaft, daß ich ihren Anbau in Europa für sehr nützlich halte.“ Der Freund aber hatte unter „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kraut hangen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herrn zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr hielt eine schöne Rede an die Gäste, in der er sagte, er habe die Ehre, ihnen eine Frucht vorzusetzen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle: die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträuche herausreißen und wollte sie wegwerfen.

Aber eines Morgens im Herbste ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen und siehe, es duftete so lieblich, wie — eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden, amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln und zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste. Er mag dabei wohl wieder eine Rede gehalten haben, von der der Inhalt gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er blos nach dem urtheilt, was an der Oberfläche ist und nicht tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren kann.

79. Am Morgen reich, am Abend arm.

Vor etwa dreihundert Jahren wollten einige Bäcker einem Bauern bei Erfurt Korn abkaufen; derselbe setzte

aber einen sehr hohen Preis an. Die Männer meinten, es sei ja eine gesegnete Ernte zu erwarten. „Ja" sagte der Bauer, „auf dem Felde steht das Korn wohl schön, aber ein Hagel kann es leicht verderben, für mein Korn auf dem Boden ist kein Schaden mehr zu befürchten." Vier Stunden später stiegen schwere Wolken auf, ein Gewitter kam, und der Blitz schlug in des Zuversichtlichen Haus. In wenig Stunden war es sammt dem Korn verbrannt; die Ernte auf dem Feld aber hat der Herr behütet.

80. Ein doppeltes ABC von Sprüchwörtern.

I.

Aller Anfang ist schwer.
Bete und arbeite.
Christenthum vererbt sich nicht.
Der Klügste gibt nach.
Ehrlich währt am längsten.
Faulheit lohnt mit Armuth.
Guter Muth, halbe Arbeit.
Hunger ist der beste Koch.
Jung gewohnt, alt gethan.
Kirchengehen säumet nicht.
Leere Aehren stehen hoch.
Man thut geschwind, was lang gereut.
Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
Ordnung hat Gott lieb.
Peterlein auf allen Suppen.
Quer durch geht nicht allemal.
Rauch vertreibt die Bienen, Sünde die Engel.
Schuster, bleib' bei deinem Leisten.
Thue gerne, was du sollst.
Unrecht Gut gedeihet nicht.
Viele Köche verderben den Brei.
Wer nicht hören will, muß fühlen.
Zeit bringt Rosen.

II.

Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.
Böses läßt sich leicht verrichten, aber nicht leicht wieder schlichten.
Christus läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.
Der Mensch denkt, Gott lenkt.
Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser, als viel Geld und Gut.
Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
Gute Sprüche, weise Lehren soll man üben, nicht blos hören.
Halt' dich rein und acht' dich klein, sei gern mit Gott und dir allein.
Iß, was gar ist; trink', was klar ist; sprich, was wahr ist.
Kunstreiche Hand geht durch alle Land'.
Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.
Morgenstunde hat Gold im Munde.
Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.

Ochsen muß man schön aus dem Wege geh'n.
Pracht, Gold und Ehr' ist morgen oft nicht mehr.
Quaste im Nacken, Loch im Hacken.
Rein und ganz ist des Armen Glanz.
Salz und Brod macht Wangen roth.
Trink' und iß, Gottes nicht vergiß.
Unverhofft kommt oft.
Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.
Züchtig, fromm, bescheiden sein, das steht allen Menschen fein.

Zweiter Abschnitt.

81. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume gehört zu den lieblichsten Erscheinungen des Frühlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker, aufrechter Stengel, der an seiner Spitze eine größere Anzahl Blüthen von schöner gelber Farbe und lieblichem Geruche trägt. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus, und die Mägdlein pflücken sie mit den blauen Veilchen zum wohlriechenden Strauß. Die Namen „Schlüsselblume" und „Himmelsschlüsselchen" hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie mit den Frühling eröffnet und zu den ersten Kindern der heitern Blumenwelt gehört. Auch der Name „Primel", den sie führt, bedeutet dasselbe; denn er heißt „Erstling", nämlich des Frühlings.

82. Vergissmeinnicht.

Am Bache auf der Wiese steht ein liebliches Blümlein, klein von Gestalt, und doch herrlich anzusehen; der liebe Gott hat es gar schön gemacht, drum ruft es dem vorübereilenden Bächlein zu: „Vergiss mein nicht!" In einem kleinen fünfzahnigen Kelch steht ein blassblaues Röhrchen, und oben darauf liegt ein fünfmal ausgebogenes, himmelblaues Tellerchen mit einem gelben Stern in der Mitte. Viele solche Blüm-

lein stehen auf dem fünfkantigen, behaarten Stengel. Das Vergissmeinnicht hat im Wald und auf dem Acker noch viele Schwestern; aber keine ist so lieblich blau und schön, wie das am Bach und auf der Wiese.

83. Lob des Vergißmeinnicht.

Ich weiß ein Blümchen draußen steh'n in Wiese, Feld und Wald, das ist so herrlich anzuseh'n, ist's auch klein von Gestalt. Gemalet hat's der liebe Gott, nicht wie die Lilie weiß, nicht wie die Rose lieblich roth, und doch singt's seinen Preis: „Fünf runde Blätter himmelblau mit gelbem Stern darin, ist so wohl auf der ganzen Au ein Blümchen, wie ich bin? Mein Name ist Vergißmeinnicht, daß du es nicht vergißt, wer hier mit Farbe, Thau und Licht der Blumenmaler ist. Obwohl ich also klein auch bin und Wiesenblümchen nur, zeig' ich doch mehr zum Himmel hin, als die beblumte Flur. Vergessen sollst du nimmer sein, auch er vergißt dich nicht!" Die Lehre stellt das Blümlein klein dir stets vor das Gesicht.

84. Knabe und Schmetterling.

„Lieber Knabe, ach tödte mich nicht, kaum begrüßt' ich das Sonnenlicht; habe geschmachtet lange Wochen, eh' ich die enge Puppe zerbrochen, bin so vergnügt, hätte mich gern auf den Blumen gewiegt. Sieh', wie so herrlich mich Gott hat geschmückt! Flügel hab' ich, mit Gold gestickt, einen Mantel, mit Sammt belegt, wie ihn der Kaiser nicht schöner trägt. Ach, und die ganze prächtige Zier wolltest du grausam zerstören mir? wolltest mit deinem spitzigen Eisen mir das fröhliche Herz zerreißen?

Lieber Knabe, ach laß mich leben! Gott hat uns beiden den Sommer gegeben, mir und dir auch ein Herz dabei, das gern glücklich schlägt und frei."

Da ließ der Knabe die Nadel sinken. „Geh'," rief er, „wohin dir die Blumen winken; wir wollen uns beide des Sommers freu'n und springen und jauchzen und fröhlich sein."

85. Das Tröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen, muß das zarte

Blümlein netzen, muß mit Quellen weiter wallen, muß das Fischlein auch ergötzen, muß im Bach die Mühle schlagen, muß im Strom die Schiffe tragen. Und wo wären denn die Meere, wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

86. Das Wasser.

Auf der Erde befindet sich gleichsam ein grosser Kessel, in welchem alles Wasser zusammenkommt. Man nennt ihn das **Meer.** Von diesem Wasser soll nun die ganze Erde Jahr aus Jahr ein versorgt werden. Wie aber gelangt dasselbe in die Länder, die viele hundert Meilen vom Meer entfernt liegen? und wie gelangt es in die Höhe, dass es die höchsten Bäume und Berge benetzen kann? Da lässt Gott die Sonne scheinen; die verwandelt durch die Wärme ihrer Strahlen tagtäglich eine ungeheuere Menge Wasser in feine **Dünste,** welche in die Höhe steigen und zu **Wolken** werden, die nun über dem Meere schweben. Damit aber die Wolken über die Erde vertheilt werden, lässt Gott die Winde wehen, welche sie nach allen Richtungen hintreiben. Obwohl nun eine Wolke oft viele tausend Centner Wasser enthält, welches im Niederstürzen Menschen und Thiere, Felder und Häuser beschädigen könnte, so lässt der liebe Gott die Wasserwolken doch nur tropfenweis, wie aus einem Sieb herunterfallen, Feld und Wald damit zu erquicken und nicht zu verderben. Darum stehet auch in Gottes Wort: „Er fasset das Wasser in seine Wolken, und die Wolken zerreissen darunter nicht.“

Das überflüssige Wasser dringt in die Erde, sickert durch die Berge und kommt als krystallreine **Quelle** am Fusse derselben hervor. Die Quellen vereinigen sich zu **Bächen,** werden zu **Flüssen** und ergiessen sich als **Ströme** wieder in's grosse, weite Meer. Auf seinem Wege von der Quelle bis zum Meer ist das Wasser dem Menschen ein freundlicher Geselle und getreuer Diener. Wasser trinken wir, Wasser braucht man zum Kochen, Waschen und Baden, Wasser treibt uns Mühlen und Werke aller Art, Wasser trägt uns schwere Lasten auf Flössen und in Schiffen,

Wasserdampf zieht Bahnzüge, bewegt Maschinen und Dampfschiffe. Und zuletzt kommt jeder Tropfen wieder in's Meer, um den Kreislauf auf's Neue zu beginnen. Wie wunderbarlich hat Gott Alles eingerichtet!

87. Des Wassers Rundreise.

„O du lieblicher Geselle," sprachen Blumen zu der Welle, „eile doch nicht von der Stelle!" Aber jene sagt dawider: „Ich muß in die Lande nieder, weithin auf des Stromes Pfaden, mich im Meere jung zu baden; aber dann will ich vom Blauen wieder auf euch niederthauen."

88. Fischlein.

„Fischlein, Fischlein, du armer Wicht! schnappe ja nach der Angel nicht! geht dir so schnell zum Hals hinein, reißt dich blutig und macht dir Pein. Siehst du nicht sitzen den Knaben dort? Fischlein, geschwinde schwimme fort!"

Fischlein mocht' es wohl besser wissen, schaute nur nach den fetten Bissen, meinte, der Knabe mit seiner Schnur wäre da so zum Scherze nur. Da schwamm es herbei, da schnappt es zu. — „Nun zappelst du, armes Fischlein du!"

89. Mailiedchen.

Siehst du, wie die Vögelein nun im grünen Maien rings im warmen Sonnenschein sich der Liebe freuen? Fröhlich zwitschernd überall schwingen sie die Flügel durch das grüne Maienthal und zum grünen Hügel, suchen emsig weit und breit Gras und dürre Reischen, bauen mit Geschäftigkeit ihre kleinen Häuschen.

90. Das Maiglöckchen.

Dieses zierliche Blümchen findet man überall in Wäldern und Gebüschen. Aus der Wurzel kommen zwei länglichrunde Blätter. Sie sind glänzend, am

Rande nicht ausgezackt und umschliessen den eckigen Schaft. Derselbe trägt an kleinen Stielchen mehrere niedliche, weisse Glöckchen. Sie hängen alle nach einer Seite und duften sehr lieblich. Nach dem Verblühen kommen an den Blüthenstielchen einige kleine, rothe Beeren zum Vorschein.

91. Gefunden.

Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Im Schatten sah ich ein Blümlein steh'n, wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön. Ich wollt es brechen, da sagt es fein: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen den Würzlein aus; zum Garten trug ich's am hübschen Haus, und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort.

92. Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr, als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brod in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod und sagte: „Gott segne dir's," und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinen Kopf, schenk' mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an, und es fror; da gab es ihm sein's; und noch weiter, da bat ein's um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch ein's und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht,

da sieht dich Niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und war reich für sein Lebtag.

93. An die Vögelein.

O sagt, ihr lieben Vögelein, wer ist's, der euch erhält? Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein, wenn Schnee im Winter fällt? Wo nehmt ihr eure Nahrung, so viel als ihr begehrt? Doch zeigt ja die Erfahrung, daß Gott euch alle nährt. All euer Thun ist singen, stets lobt ihr Gott, den Herrn, daß laut die Töne klingen, bis spät zum Abendstern.

Gott sei mein Sach auch heimgestellt, was er thut, ist gethan; wenn Sonn' und Mond vom Himmel fällt, er ist's der helfen kann. Was lebt auf Erd', in Lüften schwebt, was sich im Wasser rührt, Gott all' in seiner Kraft bewegt, ohn' alle Müh' regiert. Kein Sperling von dem Dache fällt, von meinem Haupt kein Haar, es sei denn, daß es dem gefällt, der ewig ist und war. Er ruft dem Storch zu seiner Zeit, der Lerch', der Nachtigall; er führ' uns all' zur Seligkeit, bewahr' uns vor dem Fall!

94. Der Kukuk.

Lieber Andreas!

Du hast also den Kukuk schon schreien hören! Aber sag' mir doch, warum schreit denn der Kukuk im Winter nicht? — „Weil er im Herbst fortzieht und erst im Frühlinge wieder kommt." — Ganz recht! der Kukuk ist also ein Zugvogel. Aber weisst du auch schon, dass der Kukuk kein Nest baut, sondern seine Eier in die Nester anderer Vögel legt? Alle Vögel bauen Nester, nur der Kukuk hat vor lauter Eifer, die grossen, haarigen Raupen zu vertilgen, nicht Zeit zum Nestbau und Brüten seiner Eier. Wenn das Weibchen ein Ei legen will, so sucht es das Nest kleinerer Vögel, wie der Bachstelzen, Grasmücken u. s. w.

auf und wartet, bis so ein Vögelein weggeflogen ist, dann legt es sein Ei heimlich hinein, und die Bachstelze oder das Grasmücklein brütet ganz arglos einen jungen Kukuk aus. Kaum wird der junge Vogel etwas grösser, so sucht er die andern Vögelein aus dem Nest zu werfen. Er drängt sich unter die Jungen hinunter, legt sie auf seinen breiten Rücken, rutscht damit an den Rand des Nestes und wirft ein's nach dem andern hinab.

„O, der abscheuliche Kukuk! damit vergilt er seinen Pflegeeltern ihre Mühe, dass er ihre Jungen zum Nest hinauswirft?"

Sei nicht zu unwillig, lieber Andreas! denn merke, der Kukuk wird bald so gross und gefrässig, dass die kleine Bachstelze oder das Grasmücklein gewiss nicht im Stande wäre, ihn mit sammt ihren eigenen Jungen zu ernähren. Sie lässt sich durch diesen Undank auch gar nicht abschrecken, sondern bringt der armen Waise eine Raupe und einen Käfer um den andern, bis sie flügge geworden ist. Wie wunderbar! den alten Kukuk necken die kleinen Vögel, wo sie ihn finden; aber dem jungen tragen sie Speise zu, sobald er nur den Schnabel aufthut.

Merke, lieber Andreas! ohne den Willen des Schöpfers kommt selbst kein Kukuk um, auch wenn ihn Vater und Mutter verlassen. Leb' wohl!

95. Des Vögleins Freude.

In blauer Luft über Berg und Kluft läßt du lustig dein Lied erklingen, schwebest hin und her in dem blauen Meer, dir zu kühlen die luftigen Schwingen. Wo die Wolke saust, wo der Waldstrom braust, kannst du auf-, kannst du niederschweben; so mit einem Mal aus der Luft ins Thal: Ach, was führest du ein herrlich Leben! Liebes Vögelein, wär' dein Himmel mein und die himmlischen Wiesen und Auen, flög' ich auch wie du nach der Sonne zu, ihre goldnen Gärten zu schauen.

96. Das Vogelnest.

Kleiner Knabe! gehst du gern nach Vogelnestern

aus? Wenn das ist, so halte einen Augenblick und merke, was ich dir sage.

Ein Vogelnest ist ein gar merkwürdiges Ding. Du hast Hände, um damit zu arbeiten, eine Sprache, um damit zu fordern, was du brauchst, und Vernunft, zu überlegen, was du thust; und doch glaube ich nicht, dass du ein Vogelnest zu Stande brächtest, wenn du auch eine ganze Woche daran arbeitetest. Der Vogel hat nur einen schwachen Schnabel, der ihm statt der Hände dienen muss, hat keine Ueberlegung und kann doch, was du nicht kannst; ist das nicht seltsam?

Daraus lerne zweierlei: Zum ersten Gottes grosse Güte, durch die er die Vögel lehrt künstlich und zweckmässig ihre Nester bauen und ihnen schafft, was sie dazu nöthig haben. Zum Andern die grosse Liebe der Vögel zu ihren Jungen und die tief eingepflanzte Sorgfalt für deren Erhaltung. Denn für sich selber braucht der Vogel selten ein Nest. Kommt die Nacht, so stellt er sich auf einen Baumzweig, in ein Mauerloch oder in eine Felsspalte, steckt seinen Kopf unter den Flügel und schläft vergnügt, bis ihn der Dämmerschein wieder weckt, und mit dem ersten Sonnenstrahl beginnt er fröhlich und mit hellem Gesang sein Tagewerk.

Nicht alle Vögel sind gleich geschickt im Nesterbau. Die Hennen, die Tauben und dergleichen Gevögel sind mit einem kunstlosen Nest von einigen Strohhalmen und Holzzweiglein zufrieden, die Gänse und ihre Vettern füttern dasselbe mit den eigenen Federn aus, damit die Jungen warm und weich gebettet sind. Die meisten unserer Singvögel bauen ihre Nester zwischen Baumzweige oder in hohle Bäume, halbrund, aus dürrem Gras und füttern's prächtig mit Haaren und Wollflöck-

chen aus; und die Schwalbe erst, die ist ein rechter Maurermeister und baut ihr Nest kühn an die Wand, und in Ostindien gibt es sogar einen Vogel, der sein Nest in einen Beutel baut, welchen er aus grossen Blättern mit seinem Schnabel zusammennäht.

Hat der Vogel sein Nest fertig, so brütet er geduldig die Eier aus, sucht dann für seine Jungen unablässig Würmchen, Raupen und Samenkörner, bringt's ihnen zu und ist geschäftig bis in die Nacht hinein. Wenn du nun ein solches Nest wegnehmen wolltest, und der arme Vogel müsste es vielleicht mit eigenen Augen sehen, wie müsste er klagen und trauern! Könnte er reden, er würde zu dir sagen: „O lieber Knabe, lass mir mein Nestlein, das mir so viel Mühe gemacht, meine Jungen, um die ich Tag und Nacht sorge; du weisst ja nicht, was sie für ein Futter brauchen und wann sie genug haben! O, mir wird mein Herz brechen, wenn du mir grausam meine Kinder raubst und vielleicht gar tödtest!" Und kann der Vogel auch nicht also bitten und klagen, es ist doch Einer, der versteht ihr Zirpen und ihr ängstliches Flattern und Schreien. Gott, der sich aller seiner Kreaturen erbarmet, will nicht, dass du einem Vögelein ein Leid thust. Er nimmt die Sperlinge auf dem Dache wahr, und es fällt keiner hernieder ohne seinen Willen. Merk' dir's!

97. Das Eichhörnchen.

Die Eichhörnchen sind muntere, artige Thierchen. In steter Bewegung springen sie ungemein behende von einem Baum zum andern, klettern Ast auf und nieder und putzen sich wie die Affen. Wenn sie etwas essen, so setzen sie sich auf die Hinterbeine, schlagen den Schwanz auf den Rücken, halten ihr Futter in den beiden Vorderhändchen und beissen stückweise davon herunter, wobei

sie die Schalen, oder was ihnen sonst nicht gut schmeckt, zu Boden fallen lassen. Ihre liebste Nahrung sind: Eicheln, Bücheln, Nüsse, Fichtensamen, auch Birnen. Sie lassen sich leicht zähmen und machen den Kindern durch ihre Munterkeit viel Spass; aber des Beissens wegen ist ihnen nicht wohl zu trauen. Man muss sie an Ketten legen oder in Käfige sperren, weil sie sonst Alles zernagen. In den Wäldern machen sie sich in hohlen Bäumen mehrere Nester, wovon sie aber nur eins benützen und nur in grosser Gefahr auch von einem andern Gebrauch machen. Sie bekommen drei bis sieben Junge, die nach etwa vier Wochen schon mit den Alten herumklettern können. Im Winter sind sie meist in ihren Nestern versteckt, schlafen aber nicht. Im Herbst legen sie für den Winter einen grossen Vorrath von Nüssen, Eicheln, Bucheckern u. s. w. an, die sie sorgfältig verbergen. In strengen Wintern reicht aber dieser Vorrath manchmal nicht aus, sie müssen frieren und hungern, man findet dann viele todt.

98. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald in gutem und schlechtem Wetter, das hat von unten bis oben halt nur Nadeln gehabt statt Blätter; die Nadeln, die haben gestochen, das Bäumlein, das hat gesprochen: „Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an, und ich habe nur Nadeln, Niemand rührt mich an; dürft' ich mir wünschen, wie ich wollt', wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.“

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein und früh ist's aufgewacht; da hat es goldne Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz, goldne Blätter hat kein Baum im Holz.“ Aber wie es Abend war, ging der Jude durch den Wald mit großem Sack und großem Bart, der sieht die goldnen Blätter bald; er steckt sie ein, geht eilends fort und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen: „Die goldnen Blättlein dauern mich; ich muß vor den andern mich schämen, sie tragen so schönes Laub an sich; dürft' ich mir wünschen noch etwas, so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.“ Da

schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht, da hatt' es gläserne Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh, kein Baum im Walde glitzert so." Da kam ein großer Wirbelwind mit einem argen Wetter, der fährt durch alle Bäume geschwind und kommt an die gläsernen Blätter, — da lagen die Blätter vom Glase zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern: „Mein Glas liegt in dem Staub, die andern Bäume dauern mit ihrem grünen Laub; wenn ich mir noch was wünschen soll, wünsch' ich mir grüne Blätter wohl." Da schlief das Bäumlein wieder ein, und wieder früh ist's aufgewacht; da hatt' es grüne Blätter fein, das Bäumlein lacht und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch, daß ich mich nicht zu schämen brauch'." Da kommt mit vollem Euter die alte Geiß gesprungen, sie sucht sich Gras und Kräuter für ihre Jungen, sie sieht das Laub und fragt nicht viel, sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer, es spricht nun zu sich selber: „Ich begehre nun keiner Blätter mehr, weder grüner, noch rother, noch gelber; hätt' ich nur meine Nadeln, ich wollte sie nicht tadeln." Und traurig schlief das Bäumlein ein, und traurig ist es aufgewacht; da besieht es sich im Sonnenschein und lacht und lacht; alle Bäume lachen's aus, das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht? und warum denn seine Kameraden? Es hat bekommen in einer Nacht wieder alle seine Nadeln, daß jedermann es sehen kann; geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an. Warum denn nicht? Weil's sticht.

99. Der Geiger in der Wolfsgrube.

Vor nicht gar langer Zeit gab es in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von dem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Da ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gerne auf dem geraden Weg und kam daher auch in dem dicken

Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, die der Jäger zum Wolfsfang gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für unsern Geiger, da er so ohne weiters von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, als er unten auf etwas Lebendiges fiel, was wild aufsprang, und als er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, hier vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen; denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Wald, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zweie, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bischen Fleisch in die Grube herein.

Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang, alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun blos noch auf der vierten und letzten; und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von Weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog unsern Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolf heraus und erlegte dann diesen. Der Spielmann ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber auf geradem Weg und am Tag nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm dadurch auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle

sich lieber mit der Nähnadel, denn er war ein Schneider, sein Brod verdienen. Wenn er aber einmal auf Saiten spielen möchte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirthshause; denn von dort sei ein gerader und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit als vom Wirthshause.

100. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könne ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir verhelfen,“ sprach der Fuchs, „komm' nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht abschrecken, sondern ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach“, antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas in 's Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich.

Darnach blies er noch einmal in den Stock; da flog es mir wie Blitz und Hagelwetter um die Nase; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre.“ „Siehst du“, sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist!“

101. Räthsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke hoch über einem grauen See; sie baut sich auf im Augenblicke, und schwindelnd steigt sie in die Höh'! Der höchsten Schiffe höchste Masten ziehn unter ihrem Bogen hin, sie selber trug noch keine Lasten und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet, so wie des Wassers Fluth versiegt. So sprich, wo sich die Brücke findet, und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Unter allen Schlangen ist eine, auf Erden nicht gezeugt, mit der an Schnelle keine, an Wuth sich keine vergleicht. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme auf ihren Raub sich los, vertilgt in einem Grimme den Reiter und sein Roß. Sie liebt die höchsten Spitzen, nicht Schloß, nicht Riegel kann vor ihrem Anfall schützen; der Harnisch — lockt sie an. Sie bricht wie dünne Halmen den stärksten Baum entzwei; sie kann das Erz zermalmen, wie dicht und fest es sei. Und dieses Ungeheuer hat zweimal nie gedroht; — es stirbt im eignen Feuer, wie's tödtet, ist es todt!

102. Der Sonnenaufgang.

Kommt Kinder, wischt die Augen aus, es gibt hier was zu sehen; und ruft den Vater auch heraus, die Sonne will aufgehen. Wie ist sie doch in ihrem Lauf so unverzagt und munter! Geht alle Morgen richtig auf und alle Abend unter. Von ungefähr kann das nicht sein, das könnt ihr euch wohl denken; der Wagen da geht nicht allein, ihr müßt ihn zieh'n und lenken. So hat die Sonne nicht Verstand, weiß nicht, was sich gebühret; drum muß wer sein, der an der Hand, als wie

ein Lamm sie führet. Und der hat Gutes nur im Sinn, das kann man bald verstehen; der schüttet seine Wohlthat hin und läßet sich nicht sehen. Und hilft und segnet für und für, gibt Jedem seine Freude, gibt uns den Garten vor der Thür und unsrer Kuh die Weide. Und hält euch Morgenbrod bereit, und läßt euch Blumen pflücken, und stehet, wann und wo ihr seid, euch heimlich hinterm Rücken; sieht alles, was ihr thut und denkt, hält euch in seiner Pflege, weiß, was euch freuet, was euch kränkt, und liebt euch alle Wege.

103. Hinz und Kunz.

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?

K. Wie groß, Hinz? — als ein Straußenei.

H. Du weißt es schön, bei meiner Treu! die Sonne als ein Straußenei?

K. Was meinst denn du, wie groß sie sei?

H. So groß, hör', als ein Fuder Heu!

K. Man dächt' kaum, daß es möglich sei! Potz tausend, als ein Fuder Heu!

104. Die Eulen.

Die Eulen haben an ihrem dicken Kopfe grosse Augen, welche nach vornen stehen und wie die Katzenaugen beschaffen sind; desshalb können sie in der Dämmerung, wo sie auf Raub ausfliegen, am besten sehen. Es gibt grosse Eulenarten, wie z. B. die Ohr- oder Adlereule, die so gross ist wie eine Gans und wohl auch auf Wildpret und grössere Thiere stösst; aber die kleinern Arten nähren sich meistens von Feldmäusen und sind daher sehr nützliche Thiere. In Jahren und Gegenden, wo es recht viele Mäuse gibt, kommen sie manchmal in ganzen Schaaren, und man bemerkt dann bald, dass die Mäuse abnehmen. Die schönen gelben Perleulen saufen öfters auch das Oel aus den Lampen der Kirchen.

Alle Eulen haben ein sehr weiches Gefieder und fliegen so leicht, dass man sie kaum kommen hört. Drum dachte einmal einer, der Nachts über einen Kirchhof ging, als ihm leise seine Perücke abgenommen wurde, es habe sie ein Geist entlehnt. Als man aber nach einiger Zeit im Thurme Etwas zu bauen hatte, fand man die Perücke in einem Eulennest, wohin sie die alte Eule getragen hatte, um ihren Jungen ein recht weiches Lager zu machen.

105. Abendläuten.

Liebster Mensch, was mag's bedeuten, dieses späte Glockenläuten? Es bedeutet abermal deines Lebens Ziel und Zahl; dieser Tag hat abgenommen, bald wird auch der Tod herkommen; armer Mensch, drum schicke dich, daß du sterbest seliglich!

106. Der Kinder Wache.

Wenn die Kinder schlafen ein, wachen auf die Sterne, und es steigen Engelein nieder aus der Ferne, halten wohl die ganze Nacht bei den frommen Kindern Wacht.

107. Der Mann im Mond.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine grossmächtige Welle, band sie, steckte einen Stock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause.

Unterwegs begegnete ihm ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen und redete den Wellenträger an und sagte: „Weisst du nicht, dass auf Erden Sonntag ist und dass Gott ruhete von allen seinen Werken? Weisst du nicht, dass geschrieben stehet im dritten Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende war aber der liebe Gott selber. Jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt

und sagte: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel, was geht das mich an und was geht es dich an?“

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich“, sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwerth, so sollst du fortan ewigen Montag haben und im Mond stehen als ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden.“

Und von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird auch wohl so stehen bleiben bis in Ewigkeit.

108. Beim Sternenschein.

Ich sehe oft um Mitternacht, wenn ich mein Werk gethan, und Niemand mehr im Hause wacht, die Stern am Himmel an. Sie zieh'n da hin und her zerstreut als Lämmer auf der Flur; in Rudeln auch und aufgereiht, wie Perlen an der Schnur. Und funkeln alle weit und breit und funkeln rein und schön, ich seh' die große Herrlichkeit und kann mich satt nicht seh'n. Dann saget unterm Himmelszelt mein Herz mir in der Brust: Es gibt was Bess'res in der Welt, als all' ihr Schmerz und Lust. Ich werf' mich auf mein Lager hin und liege lange wach und suche es in meinem Sinn und sehne mich darnach.

109. Räthsel.

Auf einer großen Weide gehen viel tausend Schafe silberweiß; wie wir sie heute wandeln sehen, sah sie der allerältste Greis. Sie altern nie und trinken Leben aus einem unerschöpften Born; ein Hirt ist ihnen zugegeben mit schöngebognem Silberhorn. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren, er überzählt sie jede Nacht und hat der Lämmer keins verloren, wie oft er auch den Weg vollbracht. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten, ein muntrer Widder geht voran. Die Heerde, kannst du mir sie deuten? Und auch den Hirten zeig' mir an!

110. Der Sonntag.

Gott im Himmel hat gesprochen: Sieben Tag sind in der Wochen, sechs davon will ich euch geben, schaffet,

was da noth zum Leben; doch der Sonntag bleibe mein, da will ich euch unterweisen, mir zu dienen, mich zu preisen, gut und fromm vor mir zu sein. Liebes Kind! vergiß es nicht, was der Herr vom Sonntag spricht.

111. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie zur Kirche sich bequemen; am Sonntag fand es stets ein Wie, den Weg in's Feld zu nehmen. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt, und so ist's dir befohlen, und hast du dich nicht hingewöhnt, sie kommt und wird dich holen.“ Das Kind, es denkt: die Glocke hängt da droben auf dem Stuhle. Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt, als lief es aus der Schule. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr, die Mutter hat gefackelt. Doch welch ein Schrecken! hinterher, die Glocke kommt gewackelt. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum; das arme Kind im Schrecken, es läuft, es kommt als wie im Traum, die Glocke wird es decken. Doch nimmt es richtig seinen Husch, und mit gewandter Schnelle eilt es durch Anger, Feld und Busch zur Kirche, zur Kapelle. Und jeden Sonn- und Feiertag gedenkt es an den Schaden, läßt durch den ersten Glockenschlag, nicht in Person, sich laden.

112. Ein Brief vom Christkindlein.

Der Vater spricht:

Wie ihr geschlafen habt heut Nacht, war's mir, als hätt's getropft an's Fenster; aber da hat sacht ein Engelein geklopft. O, das war eine feine Stimm', wie's mich beim Namen rief: „Da Vater, komm' herbei und nimm, da hab ich einen Brief, den lese deinen Kindern vor, er ist vom heiligen Christ.“ Drum horcht und lauscht mit leisem Ohr, wie er geschrieben ist.

„Ihr lieben, lieben Kinderlein! o seid mir ja recht brav, dann leg' ich euch was Schönes ein, wenn ihr noch liegt im Schlaf. Und wenn die Kinder sind im Traum, dann Vater, mach' mir auf, dann bring' ich einen großen Baum mit vielen Lichtern drauf. Dem Engelein von purem Gold hab' ich sein Kleid gemacht, wie wird das flimmern wunderhold in der stockfinstern Nacht. Und an den Zweigen hängen rings von Zucker

Stern' an Stern' und goldne Nüsse rechts und links, süß wie ein Mandelkern. Und in dem Gärtchen unten dran, da sitzen Schaf und Lamm und Küchlein, Hennen und der Hahn mit seinem rothen Kamm.

Doch folgen dir die Kinder nicht, und mußt du zanken oft, so komm' ich diesen Winter nicht, denn ich seh's unverhofft; dann laß' ich meinen Baum im Wald und heb' die Sachen auf, und bringe einen Stecken halt und eine Ruthe drauf."

113. Christi Geburt.

Luc. 2, 8—17.

8. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Heerde.

9. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr.

10. Und der Engel sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird.

11. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.

12. Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen."

13. Und alsobald war bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeteten Gott und sprachen:

14. **„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."**

15. Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: „Laßt uns nun gehen und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund gethan hat."

16. Und sie kamen eilend und fanden beide, Mariam und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen.

17. Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.

114. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

Du lieber, heiliger, frommer Christ, der für uns Kinder kommen ist, damit wir sollen weis und rein und rechte Kinder

Gottes sein; du Licht vom lieben Gott gesandt in unser dunkles Erdenland, du Himmelskind und Himmelsschein, damit wir sollen himmlisch sein; du lieber, heiliger, frommer Christ, weil heute dein Geburtstag ist, drum ist auf Erden weit und breit bei allen Kindern frohe Zeit. O segne mich, ich bin noch klein, o mache mir das Herze rein, o bade mir die Seele hell in deinem reichen Himmelsquell! Daß ich ein Engel Gottes sei, in Demuth und in Liebe treu, daß ich dein bleibe für und für, du heiliger Christ, das schenke mir!

115. Die vier Brüder.

Vier Brüder zieh'n Jahr aus Jahr ein im ganzen Land spazieren; doch jeder kommt für sich allein, uns Gaben zuzuführen. Der **erste** kommt mit leichtem Sinn, in reines Blau gehüllet, streut Knospen, Blätter, Blüthen hin, die er mit Düften füllet. Der **zweite** tritt schon ernster auf mit Sonnenschein und Regen, streut Blumen aus in seinem Lauf und reichen Erntesegen. Der **dritte** naht mit Ueberfluß und füllet Küch' und Scheune, bringt uns zum süßesten Genuß viel Aepfel, Nüß' und Weine. Verdrießlich braust der **vierte** her, in Nacht und Graus gehüllet, sieht Feld und Wald und Wiesen leer, die er mit Schnee erfüllet. Wer sagt mir, wer die Brüder sind, die so einander jagen? Leicht räth sie wohl ein jedes Kind, drum brauch' ich's nicht zu sagen.

116. Der Frühling.

Der Winter hatte die Erde mit Frost, Eis und Schnee zugeschlossen. Alle Gewächse standen kahl, öde und traurig da. Nichts wollte grünen, blühen, noch Frucht tragen. Nun aber im Frühling die liebe Sonne sich wieder zu uns naht, so thut sich die Erde auf, grünet, blühet, riecht Alles schön, wird Alles neu, und die ganze Welt ist gleichsam wieder lebendig und fröhlich. Der liebe Gott läßt seine Schätze, Brod und Wein, uns zu Speise und Trank in Hülle und Fülle auf's neue aus der Erde hervorkommen und langet sie aus seiner verborgenen Vorrathskammer und überschüttet uns mit seinen Wohlthaten. Darum halten alle Menschen den Frühling für die schönste Jahreszeit.

117. Der Kirschbaum.

Zum Frühling sprach der liebe Gott: „Geh', deck' dem Würmlein seinen Tisch!" Darauf der Kirschbaum Blätter trug, viel tausend Blätter grün und frisch. Und 's Würmlein — aus dem Ei erwacht nach langem Schlaf im Winterhaus; es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf und reibt die blöden Augen aus. Und drauf so nagt's mit stillem Zahn am zarten Blättchen hier und dort und spricht: „Wie ist's Gemüs' so gut! man kommt schier nimmer wieder fort." — Und aber sprach der liebe Gott: „Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!" Darauf der Kirschbaum Blüthen trug, viel tausend Blüthen weiss und frisch. Und bei der Sonne Morgenlicht schaut's Bienlein, und es fliegt heran und denkt: das wird mein Kaffee sein; sie haben kostbar Porzellan, wie sauber seh'n die Kelchlein aus! So steckt's sein Züngelchen hinein und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süss, der Zucker muss hier wohlfeil sein!" Zum Sommer sprach der liebe Gott: „Deck' auch dem Sperling seinen Tisch!" Darauf der Kirschbaum Früchte trug, viel tausend Kirschen roth und frisch. Und 's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint? da nimmt man Platz und fragt nicht lang; das gibt mir Kraft in Mark und Bein und stärkt die Kehle zum Gesang." Zum Herbste sprach der liebe Gott: „Räum' ab, sie haben alle jetzt!" Drauf kam die kühle Bergesluft und schon hat's kleinen Reif gesetzt. Die Blätter werden gelb und roth und fallen bei des Windes Weh'n; denn was vom Boden aufwärts kommt, muss auch zum Boden abwärts gehn. Zum Winter sprach Gott zum Beschluss: „Deck' wacker zu, was übrig ist!" Da streut er Schnee im Ueberfluss.

118. Sommerlied.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerszeit an deines Gottes Gaben, schau' an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben!

Die Bäume stehen voller Laub, das Erdreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide. Narzissen und die Tulipan, die sehen sich viel schöner an, als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft, das Täubchen fliegt aus seiner Kluft und macht sich in die Wälder. Die hochbegabte Nachtigall ergötzt und füllt mit ihrem Schall, Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus, der Storch baut und bewohnt sein Haus, die Schwalbe speist die Jungen; der schnelle Hirsch, das leichte Reh ist froh und kommt aus seiner Höh' in's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand und malen sich und ihren Rand mit schattenreichen Myrthen; die Wiesen liegen hart dabei und klingen ganz vom Lustgeschrei der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdrossne Bienenschaar zieht hin und her, sucht hier und dar ihr' edle Honigspeise; des süßen Weinstocks starker Saft bringt täglich neue Stärk' und Kraft in seinem schwachen Reise.

Ich selber kann und mag nicht ruh'n; des großen Gottes großes Thun erweckt mir alle Sinnen. Ich singe mit, wenn Alles singt, und lasse, was dem Höchsten klingt, aus meinem Herzen rinnen.

119. Das Büblein auf dem Eis.

Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis. Büblein geht auf den Weiher und spricht zu sich ganz leis: Ich will es einmal wagen; das Eis, es muß doch tragen. Wer weiß? Das Büblein stampft und hacket mit seinen Stiefelein. Das Eis auf einmal knacket und krach! — da bricht's hinein. Das Büblein patscht und krabbelt, als wie ein Krebs, und zappelt und schreit: „O helft! ich muß versinken in lauter Eis und Schnee, o helft! ich muß ertrinken im tiefen, tiefen See!“ Wär' nicht

ein Mann gekommen, der sich ein Herz genommen, o weh! Der packt es bei dem Schopfe und zieht es dann heraus, vom Fuße bis zum Kopfe wie eine Wassermaus. Das Büblein hat getropfet; der Vater hat's geklopfet zu Haus.

120. Der Vogel am Fenster.

An das Fenster klopft es: „pick! pick! Macht mir doch auf einen Augenblick. Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt, habe kein Futter, erfriere bald. Lieben Leute, o laßt mich ein! will auch immer recht artig sein."

Sie ließen ihn ein in seiner Noth; er suchte sich manches Krümchen Brod, blieb fröhlich manche Woche da; doch als die Sonne durch's Fenster sah, da saß er immer so traurig dort; sie machten ihm auf, husch! war er fort.

121. Die schützende Hand Gottes.

Zwei kleine Mädchen von 11—12 Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe des Schwarzwaldes an einem Wintertage ihre Verwandte und Pathin besuchen. Den Spinnrocken in der Hand gehen sie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus und achten die Schneeflocken nicht sonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf sie herabfallen; denn sie sind ja halben Weges, und jenseit des Berges und Tannenwaldes, auf den sie losgehen, kann man schon das Dorf, wo die Pathin wohnt, sehen. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, daß die armen Kinder gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor- noch rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Höhle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat; vorher aber stecken sie ihre beiden Spinnrocken so in einander, daß eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rothes Tüchlein daran und stellen dann dieses Nothzeichen auf das Dach ihres Schneehäusleins oben auf. Da nun die Nacht kommt und das Schneegestöber immer ärger wird, daß bald der Eingang zu der Höhle, in der sie sind, zugeschneit wird, und man durch den Schnee hindurch das Brausen des Sturms und das Geschrei des Uhus kaum mehr hören konnte, mag den armen Kindern wohl bang genug geworden sein. Sind sie ja doch ohnehin bei

lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg und ohne daß der Todtengräber eine Schaufel angesetzt hat. Aber Gott, der Herr, schützt die Kleinen vor wilden Thieren wie vor tödtlichem Froste, und eng an einander gedrängt schlafen sie zuletzt ein.

Ihre Eltern schlafen zu Hause auch ganz ruhig; denn sie denken, die Kinder sind bei der Pathin gut aufgehoben. Da sie aber am andern Morgen einen Boten ausschicken, der die Mägdlein holen soll, und dieser sie nicht findet, geht sogleich alles, was laufen kann, mit Schaufeln in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das Nothzeichen mit dem bekannten rothen Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorstehen, und die Leute denken sich gleich, daß da auch die Kinder nicht weit sein werden, und rufen und schreien. Die drinnen in ihrer dunklen Kammer hören das Rufen und antworten darauf, versuchen auch zugleich, sich mit den Händen herauszuarbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer außen, die den Laut der Kinder gehört hatten, mit Schaufeln den großen Schneehaufen, der um die Mädchen herlag, hinweg gearbeitet hätten; denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschneit worden, und es war nur gut, daß die kleinen Tannenbäumlein das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt. Wie väterlich weiß Gottes Hand die Kleinen doch zu schützen! O Kinder, preiset seinen theuern Namen und opfert dem Herrn Dank!

122. Die Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen und ohne Joch von Diamant, die über breiter Ströme Wogen errichtet eines Greisen Hand? Er baut sie auf in wenig Tagen, geräuschlos, du bemerkst es kaum; doch kann sie schwere Lasten tragen und hat für hundert Wagen Raum. Doch kaum entfernt der Greis sich wieder, so hüpft ein Knabe froh daher, der reisst die Brücke eilig nieder, du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

123. Denkspruch.

Zwölf Monat' hat das Jahr, und wie viele Tage gar! Da mußt du tüchtig zählen, wenn keiner soll

dran fehlen. Nun merke, liebes Kind! So viel der Tage sind, so oft hat Gott auf dich geseh'n, läßt seine Engel mit dir geh'n, daß nie ein Leid dir darf gescheh'n.

124. Sprichwörter.

Alles zu seiner Zeit. — Uebung macht den Meister. — Williges Herz macht leichte Füße. — Wer langsam geht, geht sicher. — Eile mit Weile. — Fleiß bricht Eis. — Frisch gewagt, ist halb gewonnen. — Lügen haben kurze Füße. — Wohlgeschmack bringt Bettelsack. — Spar' in der Zeit, so hast du in der Noth. — Im Glas ertrinken mehr, als im Meer. — Wasser und Brod macht Wangen roth. — Viel Naschen macht leere Taschen. — Viel Pfennig machen einen Thaler. — Wer nicht sieht auf einen Haller, der bekommet keinen Thaler. — Hans ohne Fleiß wird niemals weis. — Je größer Noth, je näher Gott. — Wen Gott nicht hält, der fällt. — Wo dir kein Mensch mehr helfen kann, da geht die Hilfe Gottes an. — Freund' in der Noth gehen hundert auf ein Loth. — Freund' in der Noth, Freund' im Tod, Freund' hinterm Rücken sind drei starke Brücken. — Wer die Eltern nicht ehrt, ist ihrer nicht werth. — Die Ruthe macht gute Kinder. — Wer dem Finger nicht folgt, muß der Hand folgen. — Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen. — Bald gethan, ist wohl gethan. — Wer bald gibt, gibt doppelt. — Frage nicht, was Andre machen, sieh' auf deine eignen Sachen. — Laß deinen Mund verschlossen sein, so schluckst du keine Fliegen ein. — Nichts können ist keine Schande, aber nichts lernen mögen. — Wer Etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. —

125. Was ich habe.

Zwei Augen hab' ich, klar und hell, die dreh'n sich nach allen Seiten schnell, die sehen alle Blümchen, Baum und Strauch und den hohen, blauen Himmel auch. Die setzte der liebe Gott mir ein, und was ich kann sehen, ist alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an, damit ich alles hören kann; wenn meine liebe Mutter spricht: „Kind, folge mir und thu' das nicht!" und wenn der Vater ruft: „Komm' her geschwind! ich hab' dich lieb, mein gutes Kind."

Einen Mund, einen Mund hab ich auch, davon weiß ich gar guten Gebrauch. Kann nach so vielen Dingen fragen, kann alle meine Gedanken sagen, kann lachen und singen, kann beten und loben den lieben Gott im Himmel droben.

Hier eine Hand und da eine Hand, die rechte und linke zubenannt; fünf Finger an jeder, die greifen und fassen. Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen; doch wenn ich erst groß bin und was lerne, dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

Füsse hab' ich, die können stehen, können zu Vater und Mutter gehen, und will es mit Laufen und Springen nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen, — thut nichts, wenn sie nur erst größer sind, dann geht es noch einmal so geschwind.

Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust, so klein und klopft doch voller Lust und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr. Und wißt ihr, wo ich das Herz hab' her? Das hat mir der liebe Gott gegeben, das Herz und die Liebe und auch das Leben.

126. Mahnung.

Hütet eure Zungen vor Beleidigungen! Laßt kein böses Wort hervor; stoßt den Riegel vor das Thor! Hütet eure Augen! Blendung will nicht taugen. Laßt sie weg vom Bösen seh'n, lehrt sie nur das Gute späh'n! Hütet eure Ohren, oder ihr seid Thoren! Laßt kein böses Wort darin; es entehret euern Sinn. Ohren, Augen, Zungen hütet, liebe Jungen; leider walten diese drei allzu rasch und allzu frei!

127. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einmal gefragt, woher es komme, dass er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmuth in sich bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, dass ich meine Augen wohl in Acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden

Morgen, ehe ich an die Geschäfte unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge. Erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, dass mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens schaue ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer geht als mir. Auf diese Weise getröste ich mich alles Leids und lebe mit Gott und Menschen zufrieden in der Welt.“

128. Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und einen Mund; willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und — wenig drauf sagen.
Du hast zwei Augen und einen Mund; mach' dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und — manches verschweigen.
Du hast zwei Hände und einen Mund; lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und — Einer zum Essen.

129. Ein fröhlicher Geber.

Ein um des Glaubens willen Vertriebener bat den frommen Dr. Luther um eine Gabe. Dieser hatte seit langer Zeit nur einen Joachimsthaler in seiner Kasse; aber nach kurzem Bedenken rief er fröhlich: „Joachim, heraus, der Heiland ist da!“

130. Ein gutes Recept.

Der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiss; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist und eine arme, kranke Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!“ Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang

zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf Erden. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, obgleich er nicht wusste, dass es der Kaiser war, und dachte: Ich wills probiren. „Gnädiger Herr," sagte er, „wollet ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der fasst's kurz und denkt: wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld nöthig habe. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und liess sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heisse und wo sie wohne. Und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also dass man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht gerade darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, worin es recht leer und betrübt aussah, meint sie, es sei der Doctor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Recept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab' ihr Etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen

Trank oder Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Doctor in die Hände gefallen; denn der hat euch fünfundzwanzig Dukaten verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und untendran steht „Joseph“, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung. Das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand ausbezahlt. Der Doctor verordnete eine Mixtur, und durch die gute Arznei und die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau kurirt und der Kaiser die arme.

131. Wohlthätigkeit.

Der gottselige Pfarrer Flattich kannte keine größere Freude, als wohlzuthun und mitzutheilen, und gab oft über sein Vermögen. Einmal bat ein armer Handwerksbursche unter Vorzeigung seiner entblößten Füße um ein Paar Strümpfe. Flattich ging bereitwilligst zum Schranke, holte sein bestes Paar hervor und reichte sie dem Bittenden. Bei der nächsten Wäsche vermißte die Frau Pfarrerin die neugestrickten Strümpfe und fragte ihren Mann darum. Dieser erzählte ihr den Vorfall; da meinte die Frau Pfarrerin, man hätte doch nicht eben das beste Paar zu geben nöthig gehabt. „Ei,“ erwiederte Flattich, „ein Paar schlechte hatte der Mann ohnedieß!“

132. Polykarpus.

Polykarpus, Bischof von Smyrna, war ein treuer Knecht Christi; deßwegen verfolgten ihn die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde; und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte.

„Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahr“, antwortete Polykarpus, „und er hat mir kein Uebels gethan; wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?“

Indeß war er gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch. — Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß das eine gute Herrschaft gewesen sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienst noch gerne durch's Feuer geht.

133. Der Knabe im Feldlager.

Ein preußischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Brief unter Andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch des Vaters, steckte den Brief zu sich, stand des Morgens früh auf, ging in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzlein Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschirte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend Jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preußischen Heere. Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn passiren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regimente, worunter sein Vater stand, und wurde zu dem Hauptmann desselben gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preußischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalte des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben habe. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt," sagte der Hauptmann und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn in banger Erwartung des Ausgangs mit seinen Kartoffeln noch stand. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude floßen über die braunen Wangen des Kriegers. Der durch diesen Auftritt äußerst gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen Etwas, daß sie sich gütlich thun und pflegen konnten. Sodann

ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise" sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs stets zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen." So trat er seine Rückreise denn wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Cüstine geführt, der ihn durch einen Dolmetscher scharf ausforschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preußischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durch's französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn", sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Weg gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß du nicht wieder irre gehen mögest." Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimath wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübniß, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung das, was die Leser schon wissen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen, getreulich in ihre Hände.

134. Das böse Gewissen.

Eine Bäuerin bemerkte, als sie beim Essen einen Schinken anschneiden wollte, daß ihr Messer etliche Scharten bekommen hatte. Sie fragte ihre Kinder, wer das Messer so zugerichtet hätte. Hans rief: „Ich nicht!" und Michel: „Ich auch nicht!" Lene aber antwortete gar nicht, sondern wurde blutroth im Gesicht, rutschte über die Bank hinab und lief weinend zur Thür hinaus. „Sehet," sagte der Vater, „wie ein zartes, schwaches

Ding es ist um ein böses Gewissen; es kann sich nicht bergen. Ein böses Gewissen zieht alles, was geredet wird, auf sich." Der Vater erzählte dann folgende Geschichte:

Es war einmal ein Prediger, der schalt die Gartendiebe auf der Kanzel sehr übel und sprach: „Ich hatte in meinem Garten zwei Beete mit Gurken von der Bamberger Art, immer eine größer als die andere. Da sind in der Nacht die Diebe eingestiegen und haben von meinen Gurken nicht etwa den Zehnten oder den Fünften, alle haben sie mir genommen, bis auf diese eine in meiner Hand da. Ich habe nun schon lange Zeit die Sünden wider das siebente Gebot mit Worten gestraft, jetzt will ich sie mit der That strafen; denn ich weiß den Dieb unter diesem Haufen meiner Zuhörer, ich sehe ihn vor Augen und kenne ihn so gut, daß ich ihn mit dieser Gurke treffen will." Damit hob er seine Hand auf und stellte sich ernstlich, als wollte er einen großen Wurf thun. Da standen etliche Bursche unter der Kanzel, die bückten sich alle, und fürchtete ein jeder, er wollte auf ihn werfen. „Ei, ei!" sagte der Pfarrherr, „ich meinte, es wäre nur einer der Gartendieb, nun sind es mehr! Sehet, der Magen verdauet die gestohlenen Früchte, aber nicht so das Gewissen, darin sie liegen bleiben wie Kieselsteine."

Als der Vater merkte, daß die Seinen gerne zuhörten, erzählte er weiter: Als sich einmal der Tag geneigt hatte, kehrte ein Mann in einem Wirthshause ein, um darin zu übernachten. Der saß in der Ecke am Tisch, der Wirth auf der Bank am Ofen und der Knecht mitten in der Stube und machte eine Schnur an seine Geißel. Da schrie der Wirth auf einmal: „Hansjörg, ein Räuber! ein Räuber!" und der Hausknecht fuhr auf, das Licht auf dem Tische zu schneuzen; denn es hatte angefangen zu rinnen, weil ein Knoten im Docht war. Aber der Gast sprang hinter dem Tische vor und über Hals und Kopf zur Thür hinaus. Darüber fiel ihm eine Diebslaterne aus der Tasche; und der Wirth sah nun, daß er zwei Räuber in der Stube gehabt hatte, einen auf dem Tische und einen hinter demselben. Also läuft das böse Gewissen vor einem Knoten im Docht davon.

135. Das Schlagührlein.

Kaiser Karl V. ging einmal über den Markt in einem

großen Gedränge. Ein Dieb benutzte die Gelegenheit, dem Kaiser eine kleine, künstliche und sehr kostbare Uhr, die er an einem Bande trug, vom Halse abzuschneiden. Als der Kaiser den Verlust merkte und laut über den Dieb schrie, wäre dieser gern entwichen, konnte aber vor der Menge der Räthe und Diener, die den Kaiser umgaben, nicht entkommen. Er that nun sehr zornig und schalt laut über den schlechten Gesellen, der solches gethan, daß Niemand wider ihn Verdacht schöpfte. Siehe, da fängt die Uhr in seiner Westentasche auf einmal an, hell und lustig zu schlagen, und verräth den Dieb vor dem Kaiser und allem Volk. Mit Furcht und Schrecken fällt er dem Kaiser alsbald zu Füßen, gibt die Uhr zurück und bittet mit Thränen um Gnade. Dieser war so gütig, es ihm zu verzeihen und sagte: „Es soll dir vergeben sein; allein die Schande ist größer, als die Hoffnung des Gewinns, die du beim Stehlen gehabt hast. Laß dir's zur Warnung dienen und stiehl hinfort nicht mehr, sondern arbeite; davon wirst du Ehre haben und ein gutes Gewissen und einen gnädigen Gott."

136. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem König verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thür und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen länglichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstab und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogest mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurück-

kehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe."

Der König war über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

137. Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott? Sieh' dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, dass ihn kein Mensch erfassen kann; und sieh' der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein! Das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt er drin und schaut heraus und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott? Hinaus tritt in den dunklen Wald; die Berge sieh' zum Himmel geh'n, die Felsen, die wie Säulen steh'n, der Bäume ragende Gestalt; horch', wie es in den Wipfeln rauscht, horch', wie's im stillen Thale lauscht! Dir schlägt das Herz, du merkst es bald: der liebe Gott wohnt in dem Wald; dein Auge zwar kann ihn nicht seh'n, doch fühlst du seines Odems Weh'n.

Wo wohnt der liebe Gott? Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin! wie lieb und traut und doch wie bang! Wie singen sie mit voller Lust, wie beten sie aus tiefer Brust! — Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern' und nah', hier vor sein Angesicht zu treten, zu fleh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die kleinste Kammer aus. Wie ist das Menschenherz so klein! und doch auch da zieht Gott hinein. O halt' das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Himmelsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden!

138. Spruch von der Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht's gar öd' und traurig aus; da kehrt der böse Feind gern ein, da mag der liebe Gott nicht sein. Drum Menschenkind, ach Menschenkind, daß nicht der Böse Raum gewinnt, gib deinen letzten Thaler aus und kauf' ein Bibelbuch in's Haus, schlag's mit dem ersten Lächeln auf, hab' all' dein Seh'n und Sinnen drauf. Fang' drin die ABCschul' an und buchstabier' und lies sodann und lies dich täglich mehr hinein; aufschlag' darin dein Kämmerlein und lies dich immer mehr heraus, mach' dir ein wahres Bollwerk draus, und pflanze still hoch oben drauf die allerschönsten Sprüchlein auf; hell laß sie flattern, muthig weh'n, als deine Banner laß sie seh'n, als deinen Schild drück's an dein Herz, und halt' daran in Freud' und Schmerz. O du mein liebes Menschenkind, hast du noch keins, so kauf's geschwind und schlag' es auf und schlag es du nur mit des Sarges Deckel zu. Des Lesens und des Lebens Lauf beginn' und höre mit ihm auf!

139. Der beleidigte Derwisch.

Der Günstling eines Sultans warf einen armen Derwisch, der ihn um ein Almosen bat, mit einem Steine. Der geschmähte Geistliche unterstand sich nicht, etwas darüber zu sagen, hob aber den Stein auf und nahm ihn mit sich. „Ueber kurz oder lang", dachte er, „werde ich wohl Gelegenheit bekommen, mich an diesem stolzen und grausamen Menschen mit dem nämlichen Steine zu rächen." Einige Tage darauf hörte er ein Geschrei auf der Straße; er erkundigte sich und vernahm, der Günstling sei in Ungnade gefallen, der Sultan lasse ihn eben jetzt auf einem Kameele durch die Gassen führen und allen Beleidigungen des Pöbels preisgeben. Geschwind griff der Derwisch nach seinem Steine; bald aber besann er sich, warf ihn in einen Brunnen und sagte: „Ich thu' es nicht; — der Koran hat recht, wenn er verbietet, sich zu rächen; denn ist unser Feind mächtig, so ist es thöricht; ist er aber unglücklich, so ist es grausam."

140. Die beiden Fensterlein.

Es sind zwei kleine Fensterlein in einem großen Haus, da schaut die ganze Welt hinein, die ganze Welt heraus. Ein

Maler sitzet immer dort, kennt seine Kunst genau, malt alle Dinge fort und fort, weiß, schwarz, roth, grün und blau. Und freut der Herr im Hause sich, oder nimmt Gram ihn ein, dann zeigen öfters Perlen sich in beiden Fensterlein. Ist's schönes Wetter, gute Zeit, da sind sie hell und lieb; wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit, dann werden sie bald trüb. Und geht des Hauses Herr zur Ruh, nicht braucht er mehr ein Licht; dann schlägt der Tod die Läden zu, und ach! das Fenster bricht.

141. Selber essen macht fett.

Es sagt ein altes Sprüchwort: „Selber essen macht fett." Ich will noch ein Paar hinzusetzen: „Selber Achtung geben macht verständig," und: „Selber arbeiten macht reich." Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

142. Sprüche.

Hast du gelernt, was löblich ist, so üb' es auch zu jeder Frist. — Drei Dinge zieren die Jugend: Witz im Kopfe, Verschwiegenheit auf der Zunge und Schamröthe im Gesicht. — Die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder. — Bete, als wenn kein Arbeiten, und arbeite, als wenn kein Beten etwas nützte. — Drei S kommen Gott zu: Sorgen, Segnen, Seligmachen. — Wer gerne Kunst und Weisheit hätte, der sucht sie nicht im weichen Bette.

Dritter Abschnitt.

143. Der fromme Bauer.

Ein Bauer besorgte im Frühlinge sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus und eggte. Da er mit allem fertig war, blickte er mit vollem Vertrauen zum Himmel auf und sagte: „Lieber Gott! Nun habe ich gethan, was ich zu thun vermag. Ich

bitte dich, thue du nun, was ich nicht zu thun vermag.“ Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit Regen, heiteres Wetter und Sonnenschein, wandte gnädig von den Feldern Dürre, Nässe, Reif und Hagel und schenkte eine reichliche Ernte.

144. Der Hirtenhund.

Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh getreulich bewachte, ging des Abends heim. Da bellten ihn die Hündlein auf der Gasse an. Er trabte aber vor sich hin und sah sich gar nicht um. Als er vor die Fleischbank kommt, fragt ihn ein grosser Metzgerhund, wie er das Gebell leiden könne, und warum er nicht einen am Kragen nehme? „Nein“, sagte der Hirtenhund, „es zwackt und beisst mich ja keiner; ich muss meine Zähne für die Wölfe sparen.“

145. Die Kornblume.

Mitten im fruchtbaren Kornfeld steht auch die blaue Kornblume mit ihren rothen und gelben Schwestern und erfreut unser Auge. Diese Kornblume ist ein rechtes Blumensträuschen. Ein nettes, kugeliges Körbchen aus lauter Blättchen, die wie Dachziegel übereinander liegen, umschließt eine große Anzahl von kleinen Blümchen. Die äußeren sind größere, blaue Trichter, jeder mit fünf Läppchen oben, die inneren sind viel kleiner und violett. Ein graugrüner Stengel mit schmalen Blättern trägt die Blumenkörbchen auf seinen Aesten empor zur warmen Sonne und bietet sie fröhlichen Kindern zu Kränzen dar.

146. Das Kleid der vierfüssigen Thiere.

Die meisten vierfüssigen Thiere sind mit Haaren bekleidet. Ein solches Haarkleid nennt man einen Pelz. Wie leicht und warm ein Pelz ist, weisst du, viel leichter und wärmer als ein Tuchkleid. Je kälter das Land ist, in welchem die Thiere leben, desto wärmer und kostbarer ist der Pelzrock, mit dem sie auf die Welt kommen. Es bleibt sich aber das Haarkleid der Thiere nicht das ganze Jahr hindurch gleich, wie du dieses recht deutlich an einer Katze sehen kannst. Wenn der Winter kommt, so wachsen den Thieren längere Haare, sie

werden mit dem Winterpelze angethan. Kommt dagegen der Sommer, so gehen ihnen die langen Haare aus und kurze wachsen nach. Sie werden alsdann mit dem Sommerkleide geschmückt. So bekommen alle Haarthiere im Frühlinge von der Güte des Schöpfers ein neues Kleid, ohne dass sie im geringsten dafür zu sorgen brauchen.

Die Haare sind nicht bei allen Thieren gleich lang, auch nicht gleich dick. Die Hirsche haben kurze, die Bären lange Haare, und die Faulthiere z. B. so lange, dass sie wie welkes Gras am Leibe hängen. Die Haare des Pferdes sind am ganzen Leibe kurz, aber am Halse und am Schwanze sind sie sehr lang. Und nun sage mir: wie nennt man die langen Haare, welche die Pferde und die männlichen Löwen am Halse haben? Die Haare der Kaschmirziege sind wie Seide und so fein, dass man Halstücher daraus webt, die man durch einen Fingerring ziehen kann. Weist du, wie man die feinen und weichen Haare der Schafe nennt, in welche wir uns kleiden? Und was ist das für ein Thier, dessen dicke und steife Haare man Borsten nennt? Welche Thiere haben sogar einen Wald von Stacheln auf dem Rücken? In heissen Ländern gibt es Thiere, welche fast gar keine Haare, aber eine sehr dicke Haut haben. Man nennt sie Dickhäuter.

147. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns. Der grimmige Frost hatte das arme Thierlein dahingetrieben, und es suchte ängstlich ein warmes Plätzchen. Der Landmann öffnete aus Mitleid freundlich sein Fenster. Da flog das zutrauliche Thierchen in die warme Stube. Aber es bedurfte auch der Speise und pickte hungrig die zerstreuten Brodkrümchen auf. Die Kinder des Landmanns liebten das Vögelein sehr, legten ihm Zuckerstückchen auf den Boden und freuten sich über sein munteres Gezwitscher. — Der Frühling kam endlich wieder, die Bäume grünten, und die Vögel sangen draußen; das Rothkehlchen aber hüpfte unruhig in der Stube umher. Da öffnete der Landmann sein Fenster und

schenkte dem kleinen Gast die Freiheit. Fröhlich flog er fort und sang auf dem nahen Baume ein munteres Liedchen.

Monate vergingen, der Winter kehrte wieder und — mit ihm das muntere Vögelein; aber diesmal nicht allein, sondern es hatte sein Weibchen mitgebracht. Die Familie des Landmanns freute sich über die beiden Thierchen; diese hüpften fröhlich umher und blickten alle Leute zutraulich an, als ob sie etwas sagen wollten. „Was wollen sie wohl sagen?“ fragten die Kinder. Der Vater aber antwortete: „Wenn sie reden könnten, würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.“

148. Das Kleid der Vögel.

Die Vögel sind nicht in Haare, sondern in Federn gekleidet. Warum wohl? Weil ein Kleid von Federn noch leichter ist, als ein Kleid von Haaren. Die Vögel aber brauchen darum eine leichte Kleidung, weil sie ihre meiste Zeit in der Luft zubringen. Betrachtest du irgend einen Vogel, so wirst du finden, dass nicht eine Feder so lang ist, wie die andere. Und nun sage mir: Wo hat z. B. die Gans die längsten und stärksten Federn? Warum nennt man sie Schwungfedern? Alle andern Federn, mit denen der Leib des Vogels wie mit einem Unterrocke bedeckt ist, sind kürzer und schwächer. Man nennt sie Flaumfedern. Sie sehen einer weissen Wolle gleich und sind so zart und fein, dass man sie mit einem leisen Hauche wegblasen kann und dass sie lange in der Luft herumfliegen, bis sie auf die Erde fallen. Ohne das warme Unterkleid der Flaumfedern würde ein kleines Vöglein im Winter erfrieren. Wie überaus zierlich und schön liegen diese Federn über einander! Die Vögel sind auch sehr sorgfältig, ihren Ueberrock rein und zierlich zu erhalten; und wenn er in Unordnung gekommen ist, so bringen sie ihn gleich wieder mit ihrem Schnabel in Ordnung. — Daran kannst du dir ein Beispiel nehmen. Das Federkleid der Vögel prangt oft in den prächtigsten Farben. Zwar hat der Rabe nur einen schwarzen und die Gans einen weisen Rock an. Aber betrachte einmal den Schweif eines Pfaues, wenn er sein Rad

schlägt. Wie prachtvoll sind die Augen dieses Schweifes gezeichnet und gemalt! Betrachte die brennenden Farben der Papageien, und du wirst die Pracht und Schönheit dieses Federkleides nicht genug bewundern können. Manche Vögel tragen in der Jugend ein anderes Kleid als im Alter. Die Vögel werden von dem Schöpfer jedes Jahr neu gekleidet. Ohne dass sie sich im Geringsten darum kümmern, fallen ihnen während des Spätsommers die alten Federn aus und neue wachsen ihnen dafür. Man sagt alsdann: die Vögel mausern sich. Während der Mauserzeit hören sie auf zu singen und verbergen sich in den dicksten Gebüschen, bis ihnen der neue Federrock wieder ganz gewachsen ist.

Wie gross ist die Sorgfalt, mit welcher Gott die kleinsten Geschöpfe bedeckt, so dass ihnen nichts fehlt, was sie zur Nothdurft des Leibes und Lebens brauchen! Thut er aber das den Vögeln, warum sollte er es uns nicht thun, die wir besser sind, denn viele Sperlinge?

149. Das Vögelein.

Was fliegst du doch ohne Ruh' und Rast,
O Vögelein, von Ast zu Ast?
Du bist ein närrisch kleines Thier,
So komm' doch her und spiel' mit mir!
Das Vöglein spricht: hab' viel zu thun
Und darf nicht spielen, darf nicht ruh'n,
Denn meine Kindlein sind noch klein;
Hörst du sie nicht nach Futter schrei'n?
Die armen Dinger sind noch nackt,
Drum hab' ich warm sie eingepackt;
Nun recken sie die Hälschen aus,
Ob bald die Mutter kommt nach Haus.
Weit sperr'n sie auf die Schnäbelein,
Drum fang' ich Mücken für sie ein.
Wenn's Abend wird, dann halt' ich Ruh
Und sing' ein fröhlich Lied dazu,
Und danke Gott, daß er auch mich
Den Tag behütet väterlich.
Leb' wohl, du Kindlein, denke dran,
Wie viel dein Gott für dich gethan.

150. Die Bereitung des Wachses und Honigs.

Zur Bereitung des Wachses dient den Bienen der Blumenstaub in den Blüthen der Gewächse. Da dieser Mittags durch die Hitze oft zu trocken ist, als daß sie ihn bequem sammeln und heimtragen können, fliegen sie gewöhnlich Morgens und Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blumen, so daß der Blüthenstaub wie Puder an ihrem

haarigen Körper hängen bleibt. Hierauf streichen sie ihn mit den Füssen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen und bringen diese mit den mittlern Füssen in eine besondere Grube an ihren Hinterschenkeln. So eilen sie der Heimath zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter und kneten dann Bienenbrod daraus, welches die Bienen verzehren. Erst im Leibe der Bienen entsteht das Wachs. Es wird dann durch die gelben Ringe am Hinterkörper ausgeschwitzt oder abgeschieden und setzt sich in Gestalt zarter, weißer Blättchen an, welche die Bienen mit ihren Hinterfüssen abnehmen und bei ihrem Bauen verwenden. Anfangs sehen die Zellen weiß aus, werden aber nach und nach brauner, je mehr sie von Honig durchdrungen werden.

Der Stoff des Honigs ist ein süßer Saft (Nektar), welcher sich in den meisten Blüthen findet, ebenso der süße Schweiß (Honigthau) auf verschiedenen Blättern. Zur Einsammlung desselben benützen die Arbeitsbienen in der Regel die Mittagsstunden, wo die große Hitze denselben am meisten hervorlockt. Sie ziehen ihn mit ihren Rüsseln aus der Tiefe der Blumenkelche oder lecken ihn ab von den Blättern, schlucken ihn in den Honigmagen, wo sie ihn durch Beimengung anderer Säfte zubereiten, gähren lassen und dann in die Zellen zur Aufbewahrung niederlegen. Jede angefüllte Zelle verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach den Gewächsen, von welchen der Saft genommen wurde, verschieden; der schmackhafteste und beste wird wohl aus Klee oder Lindenblüthe bereitet.

151. Nothwendig und angenehm.

„Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren als mich?“ fragte die Biene den Menschen. „Allerdings!“ erwiederte dieser. „Und wen denn?“ fragte die Biene. „Das Schaf,“ sagte der Mensch, „denn seine Wolle ist mir nothwendig zum Schutz gegen die Strenge des Winters, Honig und Wachs kann ich entbehren; dazu ist man beim Schaf keiner Gefahr ausgesetzt, während man sich vor deinem Stachel fürchten muß, und in aller Welt zieht man das *Nothwendige* dem *Angenehmen* vor.“

152. Der Schmetterling.

Mein lieber Fritz! Es macht dir Vergnügen, auf der Wiese den Schmetterlingen nachzueilen und zuzusehen, wie sie von einer Blume zur andern fliegen, als ob sie alle beriechen wollten. Was ist es doch prächtiges um so ein Thierchen! wie glänzen die Flügel in allen Farben! wie wiegt es sich so leicht! wie fliegt es so schnell! Schade, dass sich so ein Schmetterling nicht genau betrachten lässt, dass dieser herrliche Glanz der Flügel wie ein Staub an den Fingern hängen bleibt, wenn man einen einmal auch noch so zart angreifen und sich das Ding recht besehen will. Ja Büblein, so ein Schmetterling ist ein merkwürdiges Geschöpf. Da siehst du wohl im Frühlinge, wenn der Schnee schmilzt, noch hie und da ein dürres Blättlein, welches der Wind und der Winter nicht vom Baum haben bringen können, weil es mit einem feinen Fädelein an den Zweig gebunden ist. Merke! in solch ein Bättlein hat ein Schmetterling des vergangnen Sommers seine Eier eingeklebt und es am Zweige festgebunden. Wenn es nun der Gärtner nicht sieht und mit dem Zweiglein herabbricht, oder wenn nicht ein Specht, eine Meise oder sonst ein Vögelein die kleinen Eilein herausholt, wird sie die Sonne gerade zur rechten Zeit ausbrüten, dass die kleinen Würmlein oder Räuplein sich von dem frischen Grün des Frühlings nähren können. Man sollte es kaum glauben, dass die hässlichen und gefrässigen Raupen Kinder des schönen Schmetterlings wären, und doch ist's so. Haben sich die Raupen endlich müde gefressen, so puppen sie sich ein, die einen in eine harte Haut, die andern in ein selbstgesponnenes Nest von Wolle oder feinen Fäden; abermals übernimmt die Sonne das Geschäft des Ausbrütens, und bald kommt der herrliche Schmetterling zu Tag. Der führt nun ein fröhliches, sorgenloses Leben, holt sich mit seinem langen Saugrüssel Saft aus den Blumen, bis er nach wenigen Tagen sein Geschäft vollendet hat und sich dann in die Erde verkriecht oder vom Baum fällt und stirbt. Das Geschlecht der Schmetterlinge ist ein sehr zahlreiches.

Da ist der „Kohlweissling", der im Hochsommer über den Klee und die Gemüsegärten hinschwebt, der „Fuchs", der „Schwalbenschwanz", der lustig über Aecker und Wiesen segelt; da sitzen sie auf dem Schilf am Wasser, gelb und blau; da schwärmen die „Todtenköpfe" und „Pfauenaugen" in der Dämmerung durch den Wald und über das Kartoffelfeld hin, ja die „Motte" umkreist noch in stiller Nacht das Licht, bis sie verbrannt niederfällt. Wenn man den Staub vom Schmetterlingsflügel unter einem Vergrösserungsglas betrachtet, so sieht man, dass es lauter schöne, kleine Federlein sind, die dem Schmetterling seine Farbe und seinen Glanz verleihen. Nicht wahr, es ist ein merkwürdiges Ding, so ein Schmetterling! Schon die Alten haben das gewusst und sein Bild auf den Grabmälern angebracht, damit anzudeuten, dass sie glauben und hoffen, ihre Lieben werden, nachdem der irdische Leib wie eine Puppe zerbrochen, auf den blumenreichen Auen des Paradieses als selige Engel fröhlich und frei wie Schmetterlinge dahinschweben.

153. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Es ist schon viele Jahre her, da war in einer märkischen Stadt eine böse Seuche unter dem Vieh, und wem das Gift des gefallenen Viehes in eine Wunde kam, der starb in kurzer Zeit und ohne Rettung. — Eines Sonnabends nicht lange vor Sonnenuntergang fuhr ein Bürger derselbigen Stadt, eine rohe, trotzige Seele, zum Thor hinaus, um noch sein Heu zu holen. Weil von ferne ein Donner sich hören ließ, hob er drohend seine Heugabel zum Himmel empor und sprach gotteslästerliche Worte. — „Was war das?" fragte er auf einmal seinen Dienstknecht, der mit ihm fuhr, und wischte aus dem Gesicht eine böse Fliege, welche ihn eben gestochen hatte. „Es macht wohl nichts," sagte er bebend und beklommenen Herzens. Aber es sollte wohl was machen; es war eine der Fliegen gewesen, die Gift aus dem gefallenen Vieh gesogen. Bewußtlos brachte man den frechen Gotteslästerer nach einer Stunde in seine Wohnung zurück, und am andern Morgen lag er todt da, wie einer, den die Hand des Herrn geschlagen hat.

154. Sprüchwörter.

Der Eine hat's Genieß, der Andere hat's Verdrieß.
Fromm aus Zwang währt nicht lang.
Die Alten zum Rath, die Jungen zur That.
Was man nicht kann meiden, soll man billig leiden.
Jedem Lappen gefällt seine Kappen.
Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt.

155. Der Rabe Noah's.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief. „Wer", sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?" Da drängte sich vor allen der Rabe hervor; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergass des Retters und seines Geschäfts, er hing am Aase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hingen über den Leichen, die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniss wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennt er nicht und geniesset an ihnen keine Vaterfreude, erschrocken über ihre Hässlichkeit flieht er hinweg und verlässt sie. Der Undankbare erzeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muss er des schönsten Lohnes, des Dankes seiner Kinder.

156. Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf seien; die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier und kletterte auf den Baum. Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sahe, ging davon, brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste, Anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang vom Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Thier und schlug und schmähte es jämmerlich.

Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernstlich an und sprach: „Wem gebührt solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du weniger deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du ein so unbarmherzig Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde!“

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

157. Die kleine Menschenretterin.

Nicht weit von Regensburg an der Donau verunglückte einst ein Schiff, das mit Menschen und Gütern sehr stark beladen war. Unglücklicher Weise war Niemand mehr am Ufer als ein kleines zwölfjähriges Mädchen, von dem man weiter keine Hilfe erwarten konnte als das Herbeirufen anderer Menschen. Jedoch das Mädchen dachte: „Wenn du erst andere herbeirufen willst, so sind die Unglücklichen vielleicht indessen des Todes; also lieber geschwind selber geholfen.“ Des Mädchens Vater war ein Schiffer, von dem hatte sie etwas fahren gelernt. Sie band daher einen Kahn los, ergriff das Ruder und eilte der sinkenden Mannschaft zu Hilfe. Alles wäre vielleicht gut gegangen; aber die Unglücklichen hingen sich so schwer an den Kahn, daß er umschlug. Das brave Mädchen verlor aber doch den Muth nicht, sondern arbeitete sich mit allen Kräften wieder aus dem Wasser hervor, um einen größern Kahn zu holen. Mit diesem kehrte sie zurück und rettete so über zwanzig Menschen vom Tode.

Als man sie fragte, wie sie so etwas habe wagen können, antwortete sie: „Das weiß ich nicht; es war mir aber unmöglich, den Jammer mit anzusehen, ohne den Leuten zu Hilfe zu kommen. Ich habe mich eben auf den lieben Gott verlassen, und durch ihn ist mir's gelungen.“

158. Der treuste Gärtner.

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blüh'n,
Und alle treu zu warten,
Ist innig sein Bemüh'n.

Der gönnt er sanften Regen
Und jener Sonnenschein.
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeih'n.

Und wenn ihr Tag gekommen,
Legt er sie an sein Herz,
Und zu den sel'gen Frommen,
Trägt er sie himmelwärts.

Du Gärtner, treu und milde!
O laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde,
Zum ew'gen Lenz gedeih'n.

159. Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

Ein Jude, Namens Isaak, ernährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brod verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war stets zufrieden. Aber nun starben ihm schnell hintereinander zwei Kinder, und er mußte, um sie begraben zu lassen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre im Frieden gelebt hatte; und da er sie selbst pflegen mußte, konnte er seinem kleinen Handel nicht abwarten und wenig oder gar nichts verdienen. Mehr als einmal ging er hungrig zu Bette, ohne zu wissen, wo am andern Tage einige Groschen zu Brod und Arznei herkommen sollten. Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenossen und stellte ihnen seine Noth vor, aber er wurde hart abgewiesen. Nicht besser ging es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld und vertraute auf Gott, welcher die Unglücklichen hört.

Eines Tages, da es ihm auch an Brod fehlte, und er betrübten Herzens über die Straße ging, rief ihn ein junger Herr zu sich und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkaufe an. Sie waren bald des Handels eins. Da Isaak aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sachen aufzuheben, bis er wiederkomme. Er ging nun zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen, aber es war vergeblich. Er mußte also zu dem jungen Herrn zurückkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne. Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen, bis er die Kleider verkauft habe. Der arme Isaak dankte herzlich für dieses Zutrauen und trug die Sachen nach Haus.

Hier untersuchte er noch einmal, was daraus zu lösen sein möchte. Indem er ein paar Beinkleider genau ansah, fühlte er zwischen dem Oberzeuge und dem Futter etwas Hartes. Er lösete das Futter ab, und siehe da, es waren drei Friedrichs-

d'or, die durch ein Loch in der Tasche hinunter gefallen waren. Schnell ging er mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser erstaunte über die Ehrlichkeit, welche bei so sichtbarer Armuth doch kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaak, ich besinne mich, daß mir das Geld vor Jahr und Tag fortgekommen ist. Ich glaubte es verloren zu haben und dachte längst nicht mehr daran; es soll dein sein, weil du so ehrlich bist, und die Kleider schenke ich dir auch."

Isaak war durch das gütige Anerbieten sehr gerührt, machte aber Schwierigkeiten, das Geld anzunehmen, weil es ihm dünkte, als sollte damit seine Ehrlichkeit bezahlt werden. Der gutmüthige Herr redete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten solle, um sein krankes Weib zu pflegen und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So ließ es Isaak sich aufdringen und ging mit hundertfältigem Dank gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause. Er hatte das Glück, seine Frau bald wieder hergestellt zu sehen; auch sein Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren lebte er in einer Art Wohlstand. Da gedachte er, seinem Wohlthäter eine Freude zu bereiten. Er ließ ihm eine silberne Dose machen, worauf die Worte standen:

„Aus Dankbarkeit vom armen Isaak."

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk sehr hoch auf und erzählte bei gegebenem Anlaß gern das schöne Beispiel hoher Ehrlichkeit.

160. Essen und Trinken.

Ein ordentlicher Mensch ißt, um zu leben; aber es gibt viele Menschen, welche thun, als ob Gott ihnen blos dazu das Leben gegeben habe, damit sie recht viel und gut essen und trinken könnten, all ihr Dichten und Trachten, Sorgen und Arbeiten ist nur auf Essen und Trinken gerichtet. Merke: Das sind die, „welchen der Bauch ihr Gott ist." Ein wohlgezogenes Kind merkt sich vom Essen und Trinken folgende Sprüchlein:

Wer wenig ißt, ißt lange.

Die besten Theile der genossenen Speisen sollen sich in gesundes Blut verwandeln, aus welchem dann Fleisch, Haut und Knochen und was sonst noch zum menschlichen Körper gehört,

gebildet werden. Damit dies alles geschehe, müssen die Speisen gehörig gekaut und mit dem Speichel vermischt im Magen vollständig verarbeitet werden. Darum darf man die Speisen nicht gierig schlucken und halbgekaut verschlingen. Darum darf man den Magen nicht überladen, sonst kann er weder die Speisen gehörig mit dem Magensaft verbinden, noch ist er auch im Stand, sie gehörig zu Brei zu verarbeiten, und statt frischen, gesunden Blutes entsteht unreines, die Ursache der Krankheit.

Viel Essen, viel Krankheit. Uebermaß sprengt das Faß.

Das wollen besonders die kleinen Leute nicht merken und lernen. Sehen sie etwas Neues, Köstliches, gleich wird ihnen der Mund wässerig, sie langen dann zu, obgleich es für ihren Magen noch nicht Zeit ist; haben sie etwas Schmackhaftes, so können sie sich nicht mehr abbrechen, sondern lecken und schlecken in ihrer Lüsternheit, bis sie übersatt sind.

Man muß aufhören, wenn es einem am besten schmeckt.

Gibt es etwas Leckeres, so wollen wir uns leicht bereden, daß wir noch nicht satt seien, obwohl Hunger und Durst längst gestillt sind. Hunger und Durst macht uns aber eine Speise angenehm, wenn sie auch nicht gerade lecker ist, denn:

Hunger ist der beste Koch.

Wer weiß, wie Hunger und Durst thun, der weiß auch, daß Hungersnoth eine schwere Plage ist, lernt mitleidig sein gegen den Armen und vergißt nie, dem Herrn zu danken, der seine Hand aufthut und Speise gibt zu seiner Zeit.

161. Vom Gebrauch der Glieder.

Soll dein Thun Gott wohl gefallen, so gebiet' den Gliedern allen:
Deinem Auge, dass es spähe Gutes fern und in der Nähe;
Deinem Ohre, dass es höre weisen Rath und gute Lehre;
Deiner Zunge, dass sie bringe Dank dem Schöpfer aller Dinge;
Deinen Händen, dass sie spenden, das Erworbne nicht verschwenden;
Deinen Füssen, dass sie gern gehen zu dem Haus des Herrn. —
So gebiet' den Gliedern allen, soll dein Thun Gott wohl gefallen.

162. Die Glieder des menschlichen Körpers.

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und wollten es auch nicht mehr thun. Die Füsse sagten: „Warum sollen wir allein euch andere alle tragen und fortschleppen? schafft euch selbst Füsse, wenn ihr

gehen wollt!“ Die Hände sagten: „Warum sollen wir allein für euch andere arbeiten? schafft euch selbst Hände, wenn ihr sie braucht!“ Der Mund brummte: „Ich müßte wohl ein Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge! schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat!“ Die Augen fanden es gleichfalls sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eines kündigte dem andern den Dienst auf.

Was geschah aber? Als nun die Füsse nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten; da fing der ganze Leib in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Jetzt sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht mehr geschehen sollte. Ein Glied diente willig dem andern, und so gelangten sie wieder zu ihrer früheren Gesundheit und Kraft.

163. Die Nähnadeln.

Unter allen Metallen ist das Eisen das nützlichste und verbreitetste. Man findet es allenthalben als rothen Eisenstein, den man in Pochwerken verkleinert und durch Auswaschen von Erde reinigt, um ihn dann im Hochofen schmelzen zu können. Die geschmolzene Masse fliesst wie ein glühender Strom, und man giesst daraus allerlei Geräthe. Um aber das Eisen geschmeidig und zähe zu machen, wird es dann noch fleissig gehämmert und gewalzt zu Stabeisen und Blech; und will man besonders harte, brauchbare Werkzeuge, so verwandelt man es in Stahl. Der Stahl gibt Messer, Feilen, Hobel, Bohrer, Meisel und — Nadeln. Wie gering und unscheinbar auch eine Nadel scheinen mag, so dass man wohl 2 Stück um einen Pfennig kaufen kann, es ist doch ein merkwürdig Ding, so eine Nadel. Es gibt Orte, wo viele hunderte, ja tausende von Menschen mit Nadelmachen jahraus, jahrein beschäftigt sind, wo man jährlich viele Millionen in alle Welt versendet und viele hunderttausend Gulden dafür einnimmt. Sonst hat ein Mann sich aus

Stahl seinen Draht gezogen, die Nadeln davon abgeschnitten, gefeilt, das Oehr gebohrt, die Spitze geschliffen, und dann fein poliert und in Papier verpackt. Jetzt kommt jede einzelne Nadel durch mehr als zwanzig Hände; dazu werden die einzelnen Arbeiten durch kunstreiche Maschinen verrichtet, denen der Mensch eigentlich nur Handreichung thun darf. Die Arbeit wird viel feiner und gleichmässiger ausgeführt, die Nadeln werden viel schöner und besser und doch auch viel billiger als sonst. Wie schnell es dabei hergeht, mag man daraus abnehmen, dass z. B. beim Oehrstossen 7 Arbeiter, 3 Männer und 4 Kinder, im Tag 70,000 Stück fertig bringen. Und doch kostet es eine unendliche Mühe, bis die Nadeln endlich gespitzt, polirt, sortirt und in Briefe gepackt sind, um dann in alle Welt versandt zu werden, und man muss sich wundern, dass es möglich ist, sie so billig herzustellen. Die besten Nadeln werden in England gemacht, auch die Schwabacher Nadeln sind sehr gut und werden weithin versendet.

164. Die Erfindung des Glases.

Einst landeten Phönizier an der nördlichen Küste des gelobten Landes, wo das Flüsschen Belus sich in das Meer ergiesst. Eine weite Sandfläche lag vor ihren Blicken. Vergebens suchten sie nach Steinen, um ihre Kessel und Pfannen über denselben aufzustellen. Da holten sie aus ihren Schiffen Salpetersteine, die sie als Ladung mit sich führten. Schnell prasselte die lustige Flamme empor, und sie hielten ihr dampfendes Mahl. Als nach dem Essen einer von den Leuten zum Zeitvertreib in der Asche herumsuchte, fand er ein glänzendes, durchsichtiges Ding. Von der Gewalt des Feuers hatten sich die schmelzenden Salpetersteine mit dem durch die Asche in Fluss gerathenen feinen, weissen Sand vermischt, und die nun erkaltete Masse war das — Glas. So sind die Phönizier, ohne dass sie es wussten, Erfinder des Glases geworden.

165. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Mancher, der nicht an dieses Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen:

Manches glänzt nicht und ist doch Gold; wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden. Ein ruhiges Herz und gutes Gewissen dabei glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo die Lust und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth; wer von seinen Thaten redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Metzen) voll Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner, als das Fruchtmaß.

166. Der Bauer am Flusse.

Ein Bauer saß auf einem Stein
An eines Flusses Rande,
Und sah bald in den Fluß hinein,
Bald jenseits nach dem Strande.

Ein Fremder kam des Weges her,
Da der ihn sitzen sah
Und gern gewußt hätt', was ihm wär',
Sprach: „Freund, was sitzt ihr da?"

„Ach," seufzte jener voll Verdruß,
„Ihr könnt's dort drüben sehen,
Das Dorf, dahin ich eilig muß
Nach einer Erbschaft gehen.

Nun fließt das Wasser immer fort,
Thal ab, so weit ich blicke,
Und führt nach dem verwünschten Ort
Hinüber keine Brücke.

So muß ich denn am Ufer hier
Indessen noch verschnaufen,
Bis all das Wasser für und für
Im Fluß ist abgelaufen." —

Der Fremde lacht: „Wollt ihr mir trau'n,
So will ich Rath euch geben:
Freund, laßt euch hier ein Häuslein bau'n,
Und gleich ein Grab daneben!

So habt ihr Zeit, an diesem Ort
Zu leben und zu sterben,
Und eure Erbschaft hier und dort
Zu lassen euern Erben.

Wo nicht, mein Freund, so thut mir's nach,
Ich will den Weg euch zeigen!" —
Und fing schon an, indem er sprach,
Quer durch den Fluß zu steigen.

Er watet durch, schwimmt kurze Zeit,
Besteht das Abenteuer
Und eilt in's Dorf, sein nasses Kleid
Zu trocknen an dem Feuer.

Der Bauer? — Ja, was der gethan,
Das weiß ich nicht zu sagen,
Und wer ein wenig schließen kann,
Der braucht auch nicht zu fragen.

Wenn er nicht aufgestanden ist,
Sitzt er am Fluß noch eben,
Und wenn er nicht gestorben ist,
So ist er noch am Leben. —

Er lebt auch wohl in andern fort!
Denn es gibt mehr dergleichen, —
Man findet sie an manchem Ort,
Die ihm an Witz nicht weichen.

Sie möchten gern, wie er, wenn's
fein,
Bequem sich machen ließe,
Des Himmelreiches Erben sein,
Nur daß der Fluß nicht fließe

Und ihnen komme in die Quer!
Sie thäten gern das Beste,
Und was das Größte, Schönste wär',
Wenn's Wasser nur nicht netzte.

Die Zeit rinnt aber Guß auf Guß
Und hört nicht auf zu rinnen,
Und sie — die Bauern — steh'n
am Fluß
Und seh'n die Zeit verrinnen!

167. Friedfertigkeit.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege. „Fahre mir aus dem Wege!" rief barsch der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege," schrie der andere. „Ich will nicht!" sagte der erste; „und ich brauch' es auch nicht zu thun!" meinte der andere.

Darüber kam es nun zu einem langen Zanken und Schelten, denn keiner wollte nachgeben. „Höre du," sagte endlich der erste, „ich frage dich zum letzten Mal: Willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? — Thust du es jetzt nicht gleich, so mache ich es dir gerade, wie ich es heute schon einmal gemacht habe!" Das schien dem andern denn doch eine bedenkliche Drohung. „Nun" sagte er kleinlaut, „so hilf mir doch deinen Wagen ein wenig bei Seite schieben, daß ich mit dem meinigen neben hinum kann, ich habe ja sonst keinen Platz zum Ausweichen."

Der erste half, und in wenigen Minuten war die Ursache des Streits beseitigt. Ehe sie sich trennten, sagte der, welcher aus dem Wege gefahren war, zu seinem Gesellen: „Höre, du drohtest mir aber strenge; was hast du denn dem gethan, der dir nicht auswich?" „Ja denke dir," sagte dieser, „das war ein rechter Grobian und wollte mir nicht aus dem Wege fahren; — da fuhr ich an ihm vorbei und ließ ihn stehen!"

168. Denkverse.

**Aug' und Ohren sind die Fenster
Und der Mund die Thür' in's Haus:
Werden diese wohl verwahret,
Geht nichts Böses ein und aus.**

*

**Wer nachgibt mit Bescheidenheit,
Fährt wohl; doch Widerspenstigkeit
Hat sich nichts Gutes zu versprechen:
Was sich nicht biegen läßt, — muß brechen.**

*

Du faules Kind, das müssig ist, die Ameis schau' 'mal an!
Dein' Meisterin sie worden ist, die dich viel lehren kann;
Schau', wie sie ist ergeben der Arbeit Tag und Nacht!
Schäm' dich, wenn du dein Leben in Faulheit zugebracht!

*

169. Heldenmuth.

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht es auch, aber bald ist's ihm wieder, als röch' er nichts, doch bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden, die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu", rief dieser entgegen und schlug sich vor die Stirn, denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr; aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee, ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleih' mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Wittwe und Vater meiner acht Waislein!" Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wuth der Flamme wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, so daß das Schiff durch die Wellen hinschießt, wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stund nun aber der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wüthenden Brand keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füssen an sich zu entzünden, aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer gerade hin nach dem

Land schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's, seine Füsse braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahin braust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so muß es sinken; und jetzt, — jetzt ist's dran; — da rückt sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, Maxwell wird auch an's Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füsse sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen; aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind gebleicht, seine Füsse bleiben schwach, und er hat daran sein Lebtage zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinen treulich angenommen haben.

170. Goldene Lehren.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Wenn man dir flucht, so segne doch;
Wenn man dich haßt, so liebe noch. —
Es kann ein guter Mensch auf Erden
Durch böse Menschen besser werden.

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren; —
Oder ja, sieh' recht es an,
So siehst du gewiß, du kannst es entbehren.

Des Menschen Sinn und Muth
Geht oft auf Geld und Gut,
Und wenn er's dann erwirbt,
So legt er sich und — stirbt.

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n.

Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben,
Ob du von ganzem Gemüthe
Das Gute kannst am Feinde loben.

171. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, dass die Katze in einem Wald dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist

sehr klug und wohlerfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's? Wie stehts? Wie schlagt ihr euch durch in dieser theuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmuths voll, besah sie vom Kopf bis zu den Füssen und wusste lange nicht, ob er ihr eine Antwort geben solle. Endlich sprach er: „O du armseliger Wicht, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Wie magst du dich unterstehen zu fragen, wie es mir geht? Was hast denn du gelernt? Wie viele Künste verstehst du?“ — „Ich verstehe nur eine Kunst“, antwortete bescheidentlich die Katze. — „Was ist das für eine Kunst?“ fragte übermüthig der Fuchs. — „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten“, sagte die Katze. „Ist das Alles?“ höhnte der Fuchs; „ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll List. Du jammerst mich; komm' mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht.“ Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behende auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Aeste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!“ rief die Katze; aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, ei, Herr Fuchs, wie bleibet ihr mit euren hundert Künsten stecken“, rief die Katze abermal, „hättet ihr heraufklettern können wie ich, so wär's jetzt nicht um euer Leben geschehen.“

172. Die Maus und der Löwe.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle, und um ihn her spielte eine lustige Mäuseschaar. Eine derselben kroch auf einen hervorstehenden Felsen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach“, bat sie, „sei doch großmüthig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir Zeitlebens dankbar sein.“ „Geh' hin,“ sagte der Löwe groß-

müthig und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Nun, das möchte ich doch sehen, wie sich ein Mäuschen einem Löwen dankbar bezeugen könnte.“

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse, da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr!“ sprach es bei sich selbst und lief der Stelle zu, von welcher das Gebrüll herüber tönte. Bald fand es den großmüthigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldthiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen. — „Warte nur, mein Freund,“ sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen.“ Es lief hinzu und zernagte die Stricke, welche seine Vordertatzen gefesselt hatten. Als nun diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und war so durch die Hilfe des Mäuschens wieder frei.

173. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas lernt, wie vielmehr einem Menschen.

In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der bekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister vorsagte, sondern er ahmte zuletzt auch nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, als zum Beispiel: „So so, la la,“ oder: „par Compagnie“ (d. h. soviel als in Gesellschaft mit Andern); oder: „Wie Gott will!“ oder: „Du Dolpatsch!“ So titulirte der Barbier nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Messer auf dem Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach u. dgl. Alle diese Redensarten lernte der Staar nach und nach auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste ein Gespräch führten und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern darein, das sich dazu schickte, als wenn

er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn der Lehrjunge rief: „Hansel, wo bist du"? und der Staar schrie: „Du Dolpatsch"! Alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen, und wer auf weit und breit sich zur Ader lassen oder einen Zahn ausziehen lassen wollte, der ging zum Barbier von Segringen, um den Hansel zu sehen und zu hören.

Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, das Fenster war offen und das Wetter war schön, da dachte der Staar: Ich habe jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann; und husch zum Fenster hinaus, weg war er. Sein erster Flug war in's Feld, wo er sich unter die Gesellschaft anderer Vögel mischte. Als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gemacht hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, drehte ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckt und denkt an nichts, schrie der Gefangene, als ob er wüßte, was ihn retten könnte, auf einmal: „Ich bin der Barbier von Segringen!" Der Vogelsteller erschrak, als ob es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, und wollte den Vogel fahren lassen; als er sich aber von seinem Schrecken erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen und rief: „Ei Hansel, wie kommst du in meine Schlinge?" Da antwortete Hansel: „Par Compagnie!" Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich einen großen Zuspruch, weil Jedermann den merkwürdigen Hansel sehen wollte.

Merke: So etwas passirt einem Staar selten, aber so mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer heraus gekommen.

174. Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
Doch zugedeckt ist es noch nicht;
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall hinein.

Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zuvörderst woll' er gut Gedeih'n
In den Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist.
Die Fenster und Pfosten woll' er weih'n,
Daß nichts Unseliges komm' hinein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen herfür.
Nun, Maurer, decket und mauret aus,
Der Segen Gottes ist in dem Haus.

175. Gute Sitte.

Wenn unsere Voreltern Jemanden grüßten, so sagten sie: **„Gott grüße Dich!"** nahmen sie Abschied, so hieß es: **„Gott behüte Dich!"** Wenn sie etwas begannen, so sagten sie: **„Mit Gott!"** Wenn sie etwas in Aussicht hatten, hieß es: **„Will's Gott!"** — Wenn etwas vollendet war, sprach man: **„Gott Lob!"** oder: **„Mit Gottes Hilfe!"** Ein Almosen empfing man mit: **„Vergelt's Gott!"** Zum Essen setzte man sich mit einem: **„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!"** Sie legten sich zu Bette mit einem: **„Walte Gott!"** und erwachten mit einem: **„Lobe Gott!"** Lerne desgleichen thun.

176. Goldene Regeln.

I. **Bet' und arbeit', so hilft Gott allzeit!** Beten heisst's zuerst; denn Morgensegen und Abendsegen ist Tagessegen. Wo man mit Gebet beginnt und endet, hilft Gott selbst mit arbeiten, da geht's frisch und freudig von der Hand. Arbeit ist keine Last, sondern eine Lust, keine Bürde, sondern Würde. Doch Beten thut's nicht allein, Arbeiten gehört dazu. Arbeiten ohne Beten hat aber auch keinen Werth, erniedrigt den Menschen zur Maschine oder zum Lastthier.

II. **Halt' zu Rath früh und spat alles, was man übrig hat.** Wer ehrlich und redlich unter Gebet und Fleiss sich etwas erworben, der weiss es auch zu Rath zu halten, dass es nicht in Saus und Braus ins Wirthshaus wandre, oder mit Seufzen ins Leihhaus und zum Schornstein hinaus. Er achtet das Brosämlein, aber vergisst nicht der Armen und Nothleidenden.

III. **Klein und rein!** Klein, das will heissen: einfach und bescheiden, und rein, das will heissen: frei von Unrecht, redlich erworben und ohne Schulden. Ein redlicher Mann, der sein Geschäft klein und einfach beginnt, sich vor Hochmuth und Borgen hütet, wird es weiter bringen, als wer hoch herfährt und einen Herrn spielt, bevor er dienen gelernt hat.

IV. **Behalte die Freude im Hause.** Ein treuer Arbeiter und Handwerksmann muss nach der Mühe einer sauern Woche auch einen Tag der Freude haben. Wer redlich seine Pflicht gethan, der entweiht den Feiertag nicht, wenn er nach dem Anhören des göttlichen Wortes auch einmal mit den Seinen fröhlich ist zu Hause oder durch einen Gang in's Freie. Geht er aber allein in's Wirthshaus und denkt vielleicht nicht mehr an's Heimgehen, so trägt er nicht nur die Freude aus dem Hause hinaus, sondern lässt wohl auch Kummer und Noth herein.

177. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Georg Neumark, ein frommer Liederdichter, welcher vor etwa 200 Jahren in Hamburg lebte, war von Unglücksfällen so heimgesucht, daß er in die bitterste Armuth gerieth und nach und nach Alles, was er hatte, verkaufen mußte. Aber er richtete sich oftmals wieder auf durch den Gesang geistlicher Lieder, welche er mit seiner Gambe*) begleitete, sich zum Trost, andern zur Erbauung. Endlich blieb ihm kein anderes Mittel, sein Leben zu fristen, als daß er auch seine Gambe versetzte und in düsterer Schwermuth den geringen Erlös nach und nach verzehrte. Aber wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am Nächsten. Der schwedische Gesandte, Graf von Rosenkranz, welcher von dem Elend des frommen und gelehrten Mannes gehört hatte, ließ ihn eine Staatsschrift für die Regierung ausarbeiten, welche so gut ausfiel, daß er fürstlich belohnt und später anderwärts befördert wurde. Das Erste, wozu Neumark das erhaltene Geld verwendete, war, daß er sich seine Gambe wieder löste. Voll Freude und Gottvertrauen dichtete und sang er damals das herrliche Lied:

**Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Traurigkeit;
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.**

178. Blauveilchen.

Ein kleines Blauveilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach.
Da dacht' es einmal nach und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
Lohnet sich kaum der Müh',
Muß mich überall bücken und drücken,
Bin so ins Niedre gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wär' es ganz gescheidt gethan,

*) Violoncello, kleine Baßgeige.

Ich stieg' ein bischen höher hinan!"
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich auf's Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir schon recht,
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n,
Dahin will ich geh'n!"
Und so im behenden Lauf
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick.
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort,
Wo ich wohl möchte steh'n,
Um die weite Welt zu seh'n.
Drum wär' es wohl gescheidter gethan,
Ich stieg' ein bischen höher hinan!"
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigener Hand
Ein Beinchen nach dem andern
Und begibt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf,
Es muß sich verpusten, muß öfters ruh'n.
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n
Auf beschwerlicher Bahn
Kommt's Veilchen oben an,
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön,
Aber alles kann man doch nicht seh'n;
So ein Berg ist doch nur ein Zwerg,
Auf der Alp da droben, das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Engelein musiciren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!" —
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Begibt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht' diesmal viel Beschwer,
Kein Weg, kein Steg war rings umher,
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick,
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück,
Da setzt es die letzte Kraft noch an,
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein,
Der Wind, er bläst so hart,
Das Veilchen vor Frost erstarrt;
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sich mit dem grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen,
Da fängt's bitterlich an zu weinen;
Die blauen Bäcklein werden weiß;
Die Thränen gefrieren drauf zu Eis:
„Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blauveilchens letztes Wort.
Drauf sank es um und blieb stumm.

Hast du im Thal ein sichres Haus,
So wolle nie zu hoch hinaus.

179. Zufriedenheit.

Ein weiser Mann erzählt von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, es mochte mir auch so schlimm gehen,

als es wollte; ausser ein einziges Mal, als ich barfuss gehen musste, weil ich nicht so viel Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen.

Da ging ich ganz traurig in einen Tempel und traf hier einen Menschen, der keine Füsse hatte. Als ich den sahe, war ich mit meinen blossen Füssen gerne zufrieden und dankte Gott herzlich, dass ich, wenn auch barfuss, doch gehen konnte. Der unglückliche Mensch wäre ja gerne barfuss gegangen, wenn er nur Füsse gehabt hätte.

180. Sprüchwörter und ihre Anwendung.

1. Beherrsche deine Zunge; „es soll einer ein Wort zweimal im Mund umkehren, ehe er's heraus sagt.“ 2. Sei verschwiegen; „was Einem zu eng ist, ist Dreien zu weit.“ 3. Gib gute Worte; „was schadet ein gutes Wort, darf man's ja nicht kaufen!“ 4. Lass die Leute reden; „der müsste viel Mehl haben, der alle Mäuler verkleben wollte.“ 5. Tadle an anderen nicht, was man an dir selber tadeln könnte; „kehre zuerst vor deiner Thür.“ „Wer ein Glasdach hat, werfe seinem Nachbar keinen Stein ins Fenster!“ 6. Komme zuvor; „wenn die Kuh aus dem Stall ist, macht man umsonst die Thüre zu.“

181. Die Benützung der Zeit.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht; denn aus Zeit besteht das Leben. Wie viel mehr Zeit, als nöthig ist, verschwenden viele Menschen durch den Schlaf, daher sagt man: Morgenstunde hat Gold im Munde. Aber viele vergessen, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit genug zum Schlafen haben. Wenn die Zeit von allen Dingen auf der Erde das Kostbarste ist, so ist Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; denn verlorne Zeit findet man niemals wieder. Wie viele Kinder gibt's, die sagen immer: „Ich habe ja noch Zeit genug!“ und doch sollten sie gar oft sagen: „Ich habe zu wenig Zeit!“ So lernet denn früh auf sein und arbeiten, und das arbeiten, was jedes zu thun hat.

182. Kurzweilige Fragen.

Wie schreibt man „dürres Gras“ mit drei Buchstaben? Was ist fertig und wird doch täglich gemacht? Wie viele Nägel braucht ein gut beschlagenes Pferd? Wer kommt zum Ersten in die Kirche? Welcher König kann fliegen? Wann thun dem Hasen, Hirsch und Reh die Zähne wohl am meisten weh? Wohin geht das Kind, wenn es acht Jahre alt ist? Welches Licht brennt länger, ein Talglicht oder ein Wachslicht? Welcher Dieb bestiehlt sich selber und noch dazu um das kostbarste Gut? Wann hat man sechs Beine und geht

doch nur auf vieren? Oben spitzig, unten breit, durch und durch voll Süssigkeit, weiss am Leibe, blau von Kleide, kleiner Kinder grosse Freude? Es steht im Acker und hält sich wacker, hat viele Häute und beisst alle Leute! Gott sieht es nie, Kaiser und Könige selten, der Bauer alle Tage? Habe ich Wasser, so trink' ich wohl Wein, hab ich kein Wasser, so lass' ich es sein.

183. Sprüche.

Christlich leben läßt selig sterben. Gutes Wort findet einen guten Ort. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Prahler sind schlechte Zahler. Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht. Leere Fässer klingen laut. Zur Haushaltung gehören vier Pfennige: ein Nothpfennig, ein Zehrpfennig, ein Ehrenpfennig und ein Gottespfennig. Man sorgt sich wohl alt, aber nicht reich. Trunkenheit hat drei S: Sünde, Schande, Schaden. Menschendienst hat Menschenlohn, Gottesdienst hat Gotteslohn. Blum' im Garten blüht und lehrt, wie lange Pracht und Schönheit währt. Aug' und Ohren sind die Fenster und der Mund die Thür ins Haus, werden diese wohlverwahret, geht nichts Böses ein und aus. Mit Gott den Anfang, sonst geht's den Krebsgang. Vorbei an Kirch' und Schulhaus ist der gerade Weg ins Zuchthaus. Wer im Leben keinen Richter hat, dem zahlt der Tod seine Missethat. Wer unter Gottes Hand sich nicht biegen will, muß darunter brechen.

184. Vom Kaiser Karl.

Kaiser Karl hielt nichts auf Flitterstaat und meinte, der Wolfspelz stehe gut zu seiner kaiserlichen Majestät. Aber die Herrn an seinem Hofe hatten von wälschen Kaufleuten seidne Kleider gekauft und gefielen sich wohl darin. Das verdroß den Kaiser, denn er mochte das fremde Wesen nicht leiden. Eines Tages, als die Herren in ihren seidenen Kleidern in der Hofburg versammelt waren, rief er den Knechten zu: „Blaset in die Hörner, die Hunde los, die Gäule heraus, wir wollen auf die Jagd!" Und voran im Wolfspelz der Kaiser, die Herren im feinen Putze hinterher, ging's im vollen Jagen in den wilden Eichenforst hinein durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, durch Hecken und Stauden, daß bald hie und bald da an den Dornen seidene Fetzen hängen blieben. Dazu kam ein Sturm und Regen vom Himmel, daß die alten Eichen seufzten

und die feinen Herren auch. Aber der Kaiser that, als ob er es nicht merke, und ließ erst bei dem Einbruch der Nacht zum Heimzug blasen. Er ritt zur Hofburg zurück, schüttelte das Wasser von seinem Wolfspelz ab und führte das ganze Jagdgefolge in den Saal. Bald prasselte ein lustiges Feuer im Kamin und Alles setzte sich zur Tafel; aber die Herren mit ihren zerfetzten, durchlöcherten, nassen Kleidern fröstelten, daß ihnen die Zähne klapperten. Da sprach der Kaiser lächelnd, wiewohl mit großem Ernst: „Ihr läppischen Leute, wessen Kleid ist nun nützer, mein Wolfspelz, der mich keinen Schilling kostet und gegen Sturm und Regen schützt, oder euer Flitter, an den mancher sein väterliches Erbe gewandt und der auf einem Gang durch den Wald zu Grunde ging? Mich dünkt, mein selbsterjagter Wolfspelz sei mehr werth, als euer ganzer wälscher Tand."

185. Deutsche Herzhaftigkeit.

Als Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158 Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Uebungen ganz unerfahren. Er forderte den Tapfersten von ihnen zum Kampf auf und tummelte sein Pferd vor ihren Augen sehr ringfertig herum, um ihnen seine Gewandtheit zu zeigen.

Die Deutschen sahen nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe werth, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, andere hielt der Gedanke zurück, daß einen solchen Ritter zu überwinden eine kleine Ehre, von ihm aber möglicher Weise besiegt zu werden, eine sehr große Schande wäre; darum blieben sie alle ruhig.

Allein diese Ruhe machte den Mailänder nur noch übermüthiger, er legte sie für Furcht und Feigheit aus und spottete immer lauter und verwegener.

Endlich konnte der junge Graf Albrecht von Tyrol die Unverschämtheit des Italieners nicht länger aushalten. Er setzte sich ohne Rüstung, wie er war, zu Rosse, nahm nur Schild und Lanze, sprengte den Prahler an und streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden, doch ohne ihn zu tödten, weil er sich dessen schämte. Er ritt zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte; „denn es war gar ein bescheidener Herr, dieser

Graf Albrecht, und that lieber brav handeln, als von sich sprechen.“

186. Kaiser Barbarossa und Otto von Wittelsbach.

Otto von Wittelsbach war ein tapferer Held, klug im Rath, beharrlich und rasch zum Schwerte; drum wählte ihn Kaiser Friedrich I. zu seinem Bannerträger. In seiner Heldenhand war es siegreich vor Mailand und Tortona. Am ruhmreichsten entfaltete er es auf dem Rückweg aus Italien. Die falschen Veronesen hatten in der Berner Klause, wo das Heer des Kaisers Mann für Mann auf schmalem Pfade zog, links von steilen Felswänden, rechts von der tiefrauschenden Etsch gehemmt, ein Felsenschloß besetzt, und ihr Anführer begehrte von jedem Ritter Roß und Wehr, von dem Kaiser eine große Summe als Lösegeld. „Das verhüte Gott“, rief Friedrich, „daß ein Kaiser Wegelagerern und wälschen Räubern in die Hände falle nach solchen Siegen und so nahe dem Vaterland!“ Aber Otto war mittlerweile mit 200 tapfern Jünglingen auf gefährlichen, steilen Wegen aufwärts gestiegen und hatte einen Gipfel erklommen, von dem aus er das Raubnest erobern und die elenden Wegelagerer tödten oder gefangen nehmen konnte. Nun versprachen sie umsonst großes Lösegeld, flehten vergeblich um ihr Leben; das Todesurtheil war vom Kaiser gesprochen und von den erbitterten Deutschen sogleich vollzogen.

Nachmals hat der edle Kaiser Friedrich seinem tapfern und getreuen Otto von Wittelsbach das Herzogthum Bayern verliehen, welches der übermüthige Heinrich der Löwe verloren hatte. Dies geschah im Jahr 1180.

187. Kaiser Rudolf.

Rudolf von Habsburg wurde im Jahre 1273 vom einfachen Grafen im Schweizerlande zum Kaiser erwählt; aber das hat ihn nicht hochmüthig gemacht, sondern er war stets ein freundlicher, gütiger Herr. Als man ihm einmal rieth, gegen seine Feinde nicht zu milde zu sein, antwortete er: „Strenge hat mich oft gereuet, Güte noch nie!“ Dabei war er so redlich und bieder, daß man später oft das Sprüchwort hören konnte: „Der hat Kaiser Rudolfs Redlichkeit nicht!“ wenn man sich nämlich in Jemanden getäuscht hatte. Er war zwar ein ernster

Mann, aber doch nahm er einen fröhlichen Scherz nicht leicht übel. Einmal war er von einem Betiler mit den Worten angeredet: „Bruder Rudolf, beschenke doch einen armen Mann auch mit einer kleinen Gabe!“ Der Kaiser, dem eine solche Anrede von Bettlern neu war, fragte rasch: „Seit wann sind wir denn Brüder?“ „Ei,“ antwortete der Arme, „sind wir denn nicht alle Brüder von Adam her?“ „Du hast recht,“ sprach Rudolf, „ich dachte nur nicht gleich daran,“ und mit diesen Worten langte er in die Tasche und drückte dem Bettler einen Pfennig oder so etwas in die Hand. „Aber ist denn das nicht zu wenig für einen großen Kaiser?“ sagte der Bettler. „Was, zu wenig?“ entgegnete lächelnd der Kaiser, wenn dir jeder deiner Brüder von Adam her so viel gibt, bist du bald der reichste Mann im Lande.“

188. Seyfried Schweppermann.

Es ritt ein wackrer Streiter
Zu Nürnberg aus dem Thor,
Doch ragte just der Reiter
Zu Ross nicht hoch empor.
Drum lachten sein die Recken:
„Vom Mann ist keine Spur,
Wo mag der Reiter stecken?
Man sieht den Helmbusch nur!“

Der liess sich das nicht stören,
Ritt still und keck von dann.
Sollt seinen Namen hören
Er hiess Herr Schwepper-mann!

Gen Mühldorf musst er reiten,
Da war 'ne heisse Schlacht,
Da thät er besser streiten,
Denn alle, die gelacht.

Wie sass er stolz zu Pferde,
Thät nicht die Feinde scheu'n!
Ihr Herrn, ich fürcht', es werde
Euch eurer Spott gereu'n.
Seht seines Schwertes Schimmer
Hell leuchten durch die Schlacht!
Am besten lacht doch immer,
Wer just am letzten lacht!

Dem Bayer Ludwig liessen
Sie dort das blut'ge Feld.
Wie ward von ihm gepriesen
Herr Schweppermann, der Held!

„Sagt, wer wohl würd'ger streitet“,
Sprach er, „in diesem Krieg?
Er hat allein bereitet
Uns so ruhmvollen Sieg!“

Doch nach dem heissen Trabe
Gab's auf der ganzen Flur
Schier weiter nichts zur Labe,
Als wenig Eier nur.
Herr Ludwig sprach: „Bekommen
Soll jeder Mann ein Ei;
Doch meinem Held, dem frommen,
Gehören billig zwei!“

That Schweppermann sich heben
Im Sattel hocherfreut;
Der kleinste Ritter eben,
Der war der grösste heut!

Gen Nürnberg ritt er heiter;
Da ging ein froh Geschrei:
„Ein Ei gebt jedem Reiter,
Dem frommen Schweppermann zwei!"

189. Deutsche Treue.

Als durch zwiespältige Wahl Ludwig der Bayer zugleich mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich zum deutschen Kaiserthron berufen worden waren, verheerte ein siebenjähriger Krieg das Land, bis endlich Friedrich in der Schlacht bei Mühldorf gefangen und von Ludwig auf die Feste Traunitz geschickt worden war. Drei Jahre der Haft verbrachte er dort; aber dem Land wollte die Ruhe nicht zurückkehren, der Groll der Oesterreicher legte sich nicht. Da entließ Kaiser Ludwig den gefangenen Friedrich, der auf die Kaiserwürde verzichtet hatte, um die Seinen wieder zu sehen und seine Brüder zur Ruhe zu ermahnen. Als ihm aber das Letztere nicht gelang, kehrte er, wie er versprochen, wieder in seine Haft zurück. Ludwig, gerührt durch solche Treue, umarmte seinen Feind, erhob ihn zu seinem Mitregenten, und wie in ihrer frühen Jugend schon lebten sie von nun an wie zwei Brüder, aßen an einem Tische, tranken aus einer Flasche und sorgten gemeinsam für des verfallenen Reiches Beste.

190. Herzog Christophs Stein.

Zu München in dem Bayerland,
Da ist's gar hübsch und fein,
Zu München in dem Königsschloss,
Da liegt ein grosser Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Kette dort,
Doch sagen kann ich nicht warum,
Ihn trüg' ja keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
In München aus und ein,
Doch alle lassen ruhig steh'n
Denselben grossen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland
Vor allen keck und kühn,
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und Christoph hiess der Herzog kühn,
Ein Held so wohl bekannt,
Wie weit er warf, wie hoch er sprang,
Das steht dort an der Wand.

Und kömmst du einst nach München hin
Und gehst ins Schloss hinein,
Vergesse mir vor Allem nicht
Des Herzogs grossen Stein.

Und wirfst du ihn, wie er so weit,
Und springst auch so gewandt:
Dann schreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Bayern stets
Von uns gepriesen sein.

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleih'n
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

191. Edle Rache.

Nach der Schlacht von Fehrbellin, in welcher die Schweden von den Preußen besiegt wurden, bat ein auf den Tod verwundeter Schwede einen vorübergehenden Preußen flehentlich um einen Trunk. „Den sollst du haben, Kamerad," sagte dieser; während er aber die Feldflasche losnestelte, ergriff der tückische Schwede eine neben ihm liegende Pistole und feuerte sie unversehens auf den gutmüthigen Preußen ab, fehlte ihn aber. „Das war gut gezielt, denn die Kugel pfiff mir just am Ohr vorbei," sagte dieser, „aber böse gemeint, und ich kann dich deswegen nicht ungestraft lassen. Sieh', diese Flasche voll guten Weins hättest du ganz bekommen, jetzt aber sollst du sie nur halb haben." Damit that der Preuße einen tüchtigen Zug aus der Flasche, gab den Rest dem Schweden und ging ruhig davon.

192. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet, wie die Zeit!
Nur was in Gott gegründet,
Besteht in Ewigkeit.

Es war im Haus der Fugger
Das Weben einst im Brauch,
Hans Fugger war ein Weber,
Die Söhne woben auch.

Sie woben unverdrossen
Am Stuhle Tag und Nacht,
Das reinste, feinste Linnen
Hat still ihr Fleiß gemacht.

Da kaufte jeder gerne
Von ihrem Tuch so rein,
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein.

Die Treue und der Glaube,
Der fromme Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe
Die mehrten den Gewinn.

Da war an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus,
Es gingen mit dem Kaiser
Dort Fürsten ein und aus.

Die Weber wurden Grafen,
Ihr Wort galt weit und breit,
Sie woben mit dem Kaiser
Am Webestuhl der Zeit.

Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Der armen Weber nie.

Was hilft uns alles Weben,
So dachte stets ihr Sinn,
Der Himmel nur ist ewig,
Sein Segen nur Gewinn.

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand,
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Sie sprachen zu einander:
Die Güter dieser Zeit
Verrechnen muß sie jeder
Einst Gott in Ewigkeit.

So laßt uns freudig gründen
Ein Werk vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Ihm einstens Rechenschaft.

Zu Augsburg bei St. Jakob,
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern,
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und einem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein,
Es sollte Sohn und Enkel
Ein stetes Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein auch dazu,
Im Kirchlein bei St. Anna,
Da ist der Fugger Ruh!

Wohl kamen arge Zeiten,
St. Anna war zerstört,
Gebete wurden nimmer
Auf ihrem Grab gehört,

Doch in der Armen Herzen
Wird ihrer noch gedacht,
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit,
Der Fugger Name preiset
Noch heut die Fuggerei.

193. Friedrich der Große und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei eine alte Mühle gewesen wäre. Denn erstens stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obwohl das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Klapperwerk der Mühle nicht, aber manchmal störte das Klapperwerk der Mühle die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?

Der König wußte, warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich kommen. „Ihr begreift wohl," sagte er zu ihm,

„daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. „Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?“ Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?“ Der Müller entgegnete: „Gnädigster Herr, so habt ihr auch nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel gute Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxiren und breche sie ab; nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Müller und sagte zum König: „Gut gesagt, gnädigster Herr König, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit solcher Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt forthin mit ihm gute Nachbarschaft.

194. Kindliche Liebe.

Ein berühmter preussischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Grossen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich kümmerlich in ihrem Wittwenstand. Als guter Sohn wünschte er sie unterstützen zu können, aber von seinem Gehalte liess sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht musste einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um diesem auf-

zuwarten, wenn er etwas verlange. Manchen war dies zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn sie die Reihe traf, ihre Wachen gern einem andern. Der arme Edelknabe fing an, die Wachen für andere zu übernehmen, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief, allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; allein er war während des Schreibens eingeschlafen. Der König schlich sich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, dass ich für Geld Wache halte. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indess freue ich mich, dass ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hiebei schicke." Gerührt über das gute Herz dieses Jünglings, liess ihn der König schlafen, ging in sein Zimmer, holte zwei Rollen mit Dukaten, steckte ihm in jede seiner beiden Seitentaschen eine und legte sich wieder zu Bett. Als der Edelknabe wieder erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar darüber, dass er seine Mutter nun besser unterstützen konnte, doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum König kam, bat er wegen seines Dienstfehlers demüthig um Verzeihung und dankte zugleich für das gnädige Geschenk. Der gute Konig lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn bald zum Officier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seinem neuen Stand brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und höher und diente den preussischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

195. Joseph Frauenhofer.

„Dem hat man es auch nicht an der Wiege gesungen, was er noch werden wird,“ so sagt man von einem Menschen, der es weiter bringt, als man wohl meint, daß er es bringen könnte. Zu den Menschen gehört auch Joseph Frauenhofer, der Sohn eines armen Glasers aus Straubing, der in seiner Jugend weder schreiben noch lesen lernte und als armer Waisenknabe nach München in die Lehre gebracht wurde. Als im Jahre 1801 seines Meisters Haus einstürzte, wurde unser kleiner Joseph mit noch andern Personen unter den Trümmern begraben, doch glücklicher Weise, von einigen Kisten beschützt, nicht getödtet. Churfürst Max Joseph, der auf die Nachricht von dem Einsturz auf die Stätte des Unglücks geeilt war, half selbst mit, den um Hilfe rufenden Jungen aus dem Schutt hervorziehen, erkundigte sich näher nach seinen Verhältnissen, und mit seiner fürstlichen Unterstützung und unter der väterlichen Fürsorge eines edlen Menschenfreundes wurde aus dem armen Glaserjungen ein gelehrter und berühmter Mann. Denn dieser Joseph Frauenhofer war es, der durch seine Verbesserungen in der Kunst des Glasschleifens und des Zusammensetzens der einzelnen Gläser in den großen Fernrohren der Astronomen diese Instrumente so sehr vervollkommnete, daß man auf seinen Grabstein mit vollem Recht setzte: „Er hat uns die Sterne näher gebracht.“ Die „Frauenhofer-Tubus“ sind heutzutage noch die besten Fernrohre.

196. Der Himmel.

„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“
Das will ich gleich dir sagen:
Wenn du schnell wie ein Vögelein
Die Flügel könntest schlagen,
Und stiegest auf und immer auf
In jene blaue Ferne
Und kämest endlich gar hinauf
Zu einem kleinen Sterne
Und fragest dort ein Engelein:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
Mein Kind, das weiß ich selber nicht;
Doch frag' einmal dort oben an,
Ob jener Stern dir's sagen kann!

Du brauchst indeß nicht sehr zu eilen,
Es ist nur hunderttausend Meilen.
Und flögst du nun zum Sternlein dort,
Man sagt' dir doch dasselbe Wort.
Und flögst du weiter fort und fort,
Von Stern zu Stern, von Ort zu Ort,
Es weiß es Niemand dir zu sagen,
Du wirst doch stets vergeblich fragen:
„Wie hoch mag doch der Himmel sein?“
Denn Kind, das weiß nur Gott allein.

197. Bilder aus dem großen Krieg von 1870/71.

1. Das Quartier der Wittwe.

Als im Sommer 1870 die deutschen Heere nach Frankreich vordrangen, bekam auch eine arme Schäferswittwe in der Pfalz, die sich mit 6 Kindern kümmerlich nährte, zwei Mann ins Quartier. Fröhlich suchte sie die für die Kirchweih gesparten Eier hervor und machte Pfannenkuchen, „denn", sagte sie, „heuer hält man ja keine Kirchweih"; gab den Männern Hemden von ihrem ältesten Sohne, um ihre von Schweiß und Staub beschmutzten zu waschen und über Nacht trocknen zu können; überließ den müden Kriegern ihr einziges Bett und schlief mit ihren Kinderlein in der Kammer auf dem Boden. Am frühen Morgen bereitete sie ihren Gästen von dem letzten Rest ihres Kaffees einen Imbiß und hatte auch noch einen Sechser, um jedem einen Groschen auf den Weg geben zu können, und freundlich dankend verabschiedeten sich die Soldaten.

Sie that, was sie konnte, wie jene arme Wittwe, die ihr Scherflein in den Gotteskasten legte.

2. Geistesgegenwart.

Bei der Belagerung von Straßburg fiel eine Bombe aus der Festung mitten in eine preußische Batterie. Ein Feuerwerker hatte die Geistesgegenwart, das tödtliche Geschoß sofort zu ergreifen und auf das Feld zu schleudern, und verhütete dadurch großes Unglück; denn dort zerplatzte sie, und zischend flogen die Splitter umher, ohne Jemanden zu beschädigen. Der unerschrockene Feuerwerker hat eine Belobung nebst 20 Thlr. Belohnung erhalten.

3. Laßt uns voran!

Die Belagerung Straßburgs im August und September 1870 und hernach die schweren Kämpfe um Belfort her bis in den Februar 1871 hinein mit ihren tausend und aber tausend Gefahren und Strapazen haben preußische und badische Truppen gemeinsam bestanden.

Ein preußischer Landwehrmann erzählt darüber: Die Welt weiß, welche Kämpfe wir dort durchzumachen hatten, und die Landwehr wird davon ein Lied singen, so lange sie besteht; ein Lied im höhern Chor soll aber unsern badischen Kameraden ge-

sungen sein vor dem ganzen Volk, denn die haben's um uns verdient. Wenn es galt, einen Punkt zu nehmen oder zu halten, wo ein aufreibendes Feuer drohte, drängten sie sich vor und sagten: „Ihr Brüder von der Landwehr, ihr habt Weib und Kind zu Haus, laßt uns voran! Erst wenn ihr sehet, daß wir den Feind nicht zwingen, kommt uns zu Hilfe.“ Und vorwärts eilte sie, diese treue Wacht am Rhein, treu im Siegen und im Sterben.

4. Noth lehrt beten.

In den Augusttagen 1870 bot ein Evangelist einem Soldaten ein neues Testament an, das dieser auch sofort kaufte. Ein roher Mensch, der dabei stand, sagte: „Heut zu Tage betet man nicht mehr!“ Der Soldat aber antwortete: „Was? Gerade in unsern Tagen betet man, und wo gebetet wird, da ist Muth und Sieg, das haben wir bei Spichern erfahren.“ Beschämt schwieg der andere.

5. Die Bombe.

Auf einem Eisenwerk in der Nähe von Metz saß ein Lieutenant von den schwarzen Dragonern mit mehreren Kameraden zu Tisch. Die Suppe war aufgetragen, und sie warteten nur noch auf den Rittmeister. In dem Augenblick, als dieser ins Zimmer trat, fuhr eine Bombe durch die Decke, zersplitterte die Suppenschüssel, und gerade durch den für den Rittmeister bereit gehaltenen Stuhl hindurch suchte das Ungethüm seinen Weg in den Boden hinein. Nur einer der Herrn hatte eine Schramme an der Wange erhalten.

6. Am Abend nach dem Schlachttag.

Es war am Abend nach der Schlacht bei Gravelotte, da lagerten die preußischen Garden um ein Dorf her. Ueberall flammten die Feuer; die einen sammelten Holz, andere Stroh; andere brachten Wasser, um Reis, Kaffee oder Kartoffeln zu kochen; hier rollte einer noch ein Faß Wein herzu, das er in einer Scheune gefunden, dort hatte einer noch einige Eier erspäht. — Plötzlich erscholl ein Zeichen durch das Lager. Der Lärm schweigt, es folgt ein stiller Augenblick des Gebets, die volle Regimentsmusik beginnt den Choral: Nun danket alle Gott! Alle Kehlen und alle Herzen singen mit in der stillen Nacht;

weithin ziehen deutsche Klänge über die fremde Erde. Wer's nicht mit erlebt, kann sich kein Bild machen von dem Eindruck, den solch ein Gebet und Gesang auf die Menge der Krieger macht, welcher Trost und Frieden sich dadurch in ihre Herzen ergießt.

7. Der schwarze Doktor.

Nach der großen Schlacht von Sedan war die weite Umgegend ein großes Lazareth; aber auch Helfer aus Amerika und Schweden, aus England, Belgien und Holland trafen ein. Unter ihnen war auch ein Sohn Afrikas, Namens Davis, ein Mann aus reicher Familie und ein geschickter Arzt. Er hatte in England studirt und eben den Ruf als Professor an eine englische Hochschule erhalten, da er aber von dem großen Jammer auf dem Schlachtfelde vernommen, wollte er sich nicht halten lassen, sondern eilte, seine Güter und Gaben in den Dienst der Leidenden zu stellen. In Pont-Maugis stattete er eine bayerische Typhusstation mit Matrazen und Wäsche aus, sorgte für Kost und Pflege und war Tag und Nacht bemüht, den Armen zu dienen. Ja nicht nur den kranken und verwundeten Soldaten widmete er sich, sondern als unter dem Landvolk Hunger und Blattern weithin Noth verbreiteten, gründete er Suppenanstalten und eilte als ein helfender Engel von Hütte zu Hütte, von Ort zu Ort. Sieben Wochen lang hatte er seine gesegnete und aufopfernde Thätigkeit geübt, als auch ihn die Blattern ergriffen, und nach wenigen Tagen schon war er eine Beute des Todes. Ergreifend war die Trauer der armen Landbewohner, rührend die Klage seiner vielen Pfleglinge in den Spitälern; sein Grab umstanden Franzosen und Deutsche und riefen Dank nach dem „guten schwarzen Doktor."

8. Die Wacht am Rhein.

Als am 4. August 1870 die Preußen den Geisberg stürmten, und die feindlichen Kugeln die Reihen furchtbar lichteten, da stimmte eine stürmende Compagnie das Lied von der Wacht am Rhein an, und obwohl die Kugeln wie ein Hagel umherflogen, giengs vorwärts, aufwärts, bald laufend, bald kriechend, bis die letzte Hecke übersprungen, das letzte feindliche Geschütz genommen war. Der Hauptmann erhielt unterwegs eine Kugel

in den Schenkel und mußte hintennach hinken; aber das Lied war der Führer der tapfern Schaar.

9. Gottes Segen.

Ein ehrwürdiger Greis in Sachsen begleitete seine vier Söhne auf den Bahnhof nach Chemnitz, als sie im Sommer 1870 zu den Waffen gerufen wurden. Das Getümmel war groß, von allen Seiten strömte das junge Volk herbei, um dem Ruf des Vaterlands in den Krieg zu folgen. Mitten unter der Menge knieten die vier Söhne vor dem alten Vater nieder und baten ihn um seinen Segen. Zitternd vor Freude und Schmerz legte der Alte seine Hände auf die Häupter seiner Kinder und empfahl sie dem Schutze des Höchsten, und das Auge manches Zuschauers wurde feucht bei dem ergreifenden Anblick. Als die Söhne wieder aufgestanden waren, entließ er sie mit den Worten: „Und nun geht mit Gott und schlagt euch tapfer für euer Vaterland.“

10. Edle Bescheidenheit.

Als ein Feldgeistlicher etliche Tage nach dem Gefecht von Le Bourget — 21. Dezember 1870 — in das Spital zu Gonesse kam und in einem Saal mehrere Soldaten vom Elisabethregiment nebeneinander liegen fand, bedauerte er sie, daß sie auf ihrer Vorpostenstellung so große Verluste gehabt. „Ach“, sagte ein munterer Schlesier, „wir sind auch nicht besser als die andern, wären uns die Franzer — vom Kaiser-Franz-Regiment — nicht zu Hilfe gekommen, es hätte wohl schlimmer ablaufen können.“ Da richtete sich ein Franzer auf und sagte: „Wir hätten's auch nicht gemacht; wenn die Artillerie nicht gekommen wäre, hätten uns die Franzosen wohl abgeschnitten.“ „Ja“, sagte ein Fußartillerist, „die reitenden Batterieen, die haben uns sammt unsern Brüdern gerettet durch Gottes Barmherzigkeit.“

Ja wohl konnte der oberste Kriegsherr einer solchen Armee, unser erhabener Kaiser bei seiner Heimfahrt einer Begrüßungsdeputation sagen: „Alles Große, was wir erreicht haben, alle Erfolge, die wir errungen, sind, soviel auch die unvergleichliche Tapferkeit und Hingebung meiner Armee und ihrer Führer anerkannt zu werden verdienen, vor Allem dem HErrn über uns zu danken.“

198. Undank ist der Welt Lohn.

Eine große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. „Traun, nein!" sprach der Mann, „an bösen Thieren ist nichts Gutes zu verdienen, ich mag keine Schlange an meinem Busen auferziehen." Die Schlange hält an mit Bitten und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißungen bethören auch die Weisen; der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. „Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß?" sagte der Bauer. „Ich bin zweizüngig, antwortete die Schlange, die Welt lohnet nicht anders."

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: „Da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen, was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein." Alsbald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser Schiedsmann spricht: „Ich habe einem Kärrner fünfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben, die Welt lohnt nicht anders." Darauf kam ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: „Ich habe zehn Jahre Tag und Nacht meinem Junker jagen und viele Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Waidmann befohlen, er solle mich an eine Weide henken; das ist der Welt Lohn."

Dem Bauern wird bang zu Muth. Indem trabt ein Füchslein daher, dem legte der Bauer seine Sache auch vor, und verheißt ihm alle seine Hühner; er solle ihm nur von dem bösen Wurme helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen, und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch, der Fuchs fährt hinein, die Schlange hintennach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indeß witscht der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er solle ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der

Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe, was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäurin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür, und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. „Ach!" sagt der Fuchs, „wenn das Recht ist und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut, ich armer Schalk,
dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg."

199. Einmal ist keinmal.

„Einmal ist keinmal", dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal und davon läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen! Und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundertmal und tausendmal; denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt das andere Sprüchwort ein: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht."

200. Sprüche.

Ein Wolf im Schlaf
Fangt nie ein Schaf.

Grobheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

Geld bringt Gunst,
Aber nicht Kunst.

Gibt Gott das Häschen,
So gibt er auch das Gräschen.

* * *

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein;
Ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein.

* * *

Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich das Herz zugleich.

Gib gern den Armen und freundlich und still,
So bist du ein Geber, wie Gott es will.

Geduldén, Schweigen, Lachen
Hilft oft in schlimmen Sachen.

Thäten wir, wie wir sollten,
Gott thäte, wie wir wollten.

Anhang.

Aehnlichlautende Wörter.

A. Der Aal, das All, die Ahle, alle, die Allee, — das Aas, er aß, — das Amt, er ahmt nach — Amen, die Amme, nachahmen — die Arme, Armee, arme Leute — die Aehre, die Ehre, das Oehr — **B.** Das Bad, er bat, ich bade, der Pathe — der Backen, wir backen, die Hunde packen — die Bahre, das baare Geld, ein Paar — komm bald, er ballt — der Baß, der Paß — die Base, ich passe — die Bären, die Beeren — das Bett, das Beet — begleiten, bekleiden — das Beil, die Beule — beide, die Beute — bereit, bereut — das Bein, die Pein — bewehrt, bewährt — bieder, bitter — biegen, bücken, picken — die Biene, die Bühne — der Bissen, büßen — es blühte, die Blüthe, das Geblüt — der Boden, der Bote, das Boot — bohren, geboren — der Bund, bunt — der Bürge, die Birke — **D.** dehnen, denen, tönen, die Dänen — dingen, düngen — der Dinkel, der Dünkel — dick, die Tücke — dir, dürr, das Thier, die Thüre — die Dienste, die Dünste, am dünnsten — das Dorf, das Torf — treu, drei, der Dritte, die Tritte — **E.** Das Eck, die Egge — die Eltern, die ältern Leute — das Ende, die Ente — eisern, äußern — euer, die Eier — **F.** Der Fall, fahl — Fälle, Felle — fast, faßt — fetter, der Vetter, die Feder, unsere Väter — das Feld, es fehlt — die Feier, das Feuer — die Ferse, zwei Verse — das Feilchen, das Veilchen — die Fiber, das Fieber — der Flieder, der Flitter — fliegen, flicken, pflücken — das Fuder, das Futter — das Füllen, füllen, fühlen, fielen, bei vielen — für, führ', vier — **G.** der Garten, die Karten — die Gans, ganz — die Gasse, die Kasse — gern, der Kern — das Gerede, das Geräthe — das Gewand, gewandt — das Geläute, das Geleite — das Glied, es glüht, ich glitt — das Gitter, die Güter — das Kraut, es graut — der Gram, der Kram — die Gräte, die Kröte, der Hahn krähte — die Gunst, die Kunst — gönnen, können — Guß, Kuß — gießen, küssen — **H.** die Hacke, der Haken — die Haide, der Heide, die Häute, heute — halt, es hallt — hart, er harrt — der Hase, ich hasse — das Heer, der Herr, hehr — die Heerde, am Herde, die Härte, ich hörte — der Held, hält — der Heller, der Hehler — „die Hirten bei den Hürden" — die Höhle, die Hölle — holt, hold — die Hütte, zwei Hüte — **I.** in, ihn, der Inn — ihren, irren — irden, sie irrten — das i s t gut, er i ß t viel — **K.** Der Kahn, kann — die Keule, der Keil — der Kiel, kühl — der Kien, das Kinn, kühn — das Kiefer, der Küfer — die Kiste, die Küste, er küßte — das Kissen, küssen, gießen — im Kriege, die Krüge, die Krücke — **L.** Lamm, lahm — die Lade, die Latte — der Laden, wir laden — sich laben, ein Lappen — die Läuse, leise — der Leib, der Laib — der Lehm, lähmen — die Lehre, die Leere — ich las, laß — laßt, die Last — leider, die Leiter, läutern — leiden, leiten, läuten, die Leute — das Lied, ich litt — die Lücke, ich liege, lügen — die Liste, die Lüste — **M.** Die Macht, sie macht, eine Magd — die Made, die Matte, matt — das Mahl, ein Maal, einmal — malen, mahlen — man, der Mann — die Mandel,

der Mantel — der Main, mein — der Mais, die Meise, die Mäuse — der Marder, die Marter — das Meer, mehr — mied, müde, er müht sich, miethen — das Mieder, die Mütter — der Mist, er mißt, ihr müßt — missen, müssen — die Mode, die Motte — der Mohr, das Moor — er muß, das Mus. — **N.** nagt, nackt — sie nahmen, die Namen — die Nase, nasse — nein, neun — die Nüsse, nießen, genießen — die Noten, die Noth. — **O.** Die Oder, die Otter, oder — der Ofen, offen — der Orden, an allen Orten. — **P.** Das Pferdchen, das Pförtchen — pflügen, pflücken — prahlen, prallen — die Preußen, preisen — prüfe, die Briefe. — **Q.** quäle, die Quelle — die Qualen, die Quallen. — **R.** Der Rabe, der Rappe — das Rad, der Rath — die Ratte, die Rate (Frist), die Rade (Blume) — die Röthe, die Rede, die Räthe, rette — röthlich, redlich, räthlich — rauben, die Raupen — die Räuber, der Reiber — der Rain, der Rhein, rein — die Reihe, die Reue — er rannte, der Rand — der Regen, regen, recken — der Rechen, rächen — reisen, reißen — riechen, rügen, der Rücken — das Ried, ich rieth, er ritt — der Riemen, rühmen — das Rind, es rinnt — die Rose, die Rosse — ich ruhte, die Ruthe. — **S.** Die Saat, ihr saht, er ist satt — sägen, der Segen — säen, sehen, die Seen — die Saite, die Seite, die Seide — sangen, sanken — sengen, senken — der Schaben, der Schatten — die Schaaren, sie scharren — der Schall, schal — schellen, schälen, scheel — die Scheune, scheine — schief, Schiff — der Schiefer, der Schiffer — der Schlaf, schlaff — die Schneide, es schneite — der Schoos, ich schoß — die Schwiele, schwüle — die Sehne, die Söhne — die Soole, die Sohle, soll — der Span, spann — der Sparren (am Dach), sparen — spät, späht — spielt, spült — der Staat, die Stadt, statt — die Städte, eine Stätte — der Stall, der Stahl, er stahl — die Ställe, die Stelle, ich stelle — stehlen, stählen — stäuben, stäupen (mit der Ruthe) — der Stiel, stiehl nicht — Stühle, Stille — der Streit, er streut — der Süden, etwas sieden, die Sitten — südlich, sittlich. — **T.** Das Tau, der Thau — der Thon, der Ton (beim Singen) — der Trieb, trüb — der Tod, todt — die Thränen, trennen — er trat, der Draht. — **U.** Die Uhr, die Ursache. — **V.** verbirgt, verbürgt — vergißt, vergießt — vergolden, vergolten — die Vorrede, Vorräthe. — **W.** Waare, wahr, war — der Wahn, wann — wägen, wegen, Wege — die Wälle, die Welle — wehren, währen — währt, wehrt, werth, der Werth — die Waise, die Weise, er ist weise und weiß — die Weide, weiden, weit, der Waid — der Wald, es wallt — Wand, Gewand, gewandt — das Wetter, weder — Widder, Gewitter, wieder, wider — wirken, würgen — die Wiesen, wissen — der Wirth, wird, verwirrt — die Wolle, wohl. — **Z.** Die Zehe, zähe — die Zelle, Zölle, zähle — Zeit, verzeiht — die Zähren, zehren, zerren — zeigen, zeugen, das Zeichen — die Ziege, die Züge — der Ziegel, die Zügel — die Zierde, er zierte.

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung ist erschienen:

Erstes Lesebuch für Volksschulen.

Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner bearbeitet

von T. Ruf.

Erste Abtheilung. 5½ Bog. Preis 8 kr.

Dritte Auflage.

Inhalt: I. Schreibschrift. II. Druckschrift. III. Dehnung, Schärfung, gehäufte Consonanten. IV. Kurze Beschreibungen, Ernst und Scherz, lateinische Schrift, Uebungen im Zahlenlesen und schreiben.

Eine Fibel für Volksschulen ist dieses Büchlein seiner Anordnung, seiner Ausstattung und seinem billigen Preise nach. Ein **Lese-, Lern- und Sprachbüchlein** ist es, indem es das Kind nicht nur mitten in den reichen Schatz unserer Sprache einführt und ihm, neben dem reichlich gebotenen und übersichtlich angeordneten Material zur Erlangung der technischen Lesefertigkeit, die edelsten Blüthen der für Kinder zugänglichen Fabeln, Sprüche und Erzählungen alter und neuer Zeit darbietet; sondern indem es durch eingestreute Fragen und Aufgaben Handleitung gibt, das Lesebuch wirklich zur Grundlage für die sprachlichen Uebungen des Kindes zu machen.

Daraus die Abschnitte: I. Schreibschrift, II. Druckschrift in besonderem Abdruck als **Fibel für den Schreibleseunterricht.** 2¼ Bogen. roh. 1 Sgr. oder 4 kr.

Ruf, T., Wandfiebel. I. Section. 8 Tafeln. gr. Fol. 20 Sgr. oder 1 fl.

Unsere Wandfibel bietet unstreitig die größte und schönste Schrift, die je von einer Wandfibel geboten wurde.

Liederbuch für Schule und Haus.

Im Vereine mit einigen Freunden herausgegeben

von

J. Löfflad, Lehrer in Nördlingen.

Neunte Stereotyp-Auflage.

5½ Bog. gr. 8. br. 4 Sgr. od. 12 kr.

In Partien über 15 Exemplare 2⅔ Sgr. od. 8 kr.

Hat seiner trefflichen Auswahl und des unerhört billigen Preises wegen überall rasch Eingang gefunden.
